

# Humanismus

## Vision

## Historie

**BLEIB  
OFFEN,  
FELDKIRCH  
800**

110 Jahre KMV Clunia und VMCV  
1908 - 2018



## Inhaltsverzeichnis:

4-8 Grußworte

9 Vorwort der Redaktion

10 Schmuggel zwischen Vorarlberg und Liechtenstein.

26 Sozioökonomische Folgen des Zusammenbruchs der österreichisch-ungarischen Monarchie auf Feldkirch 1918-1923.

54 NS-Propaganda von Hitler und Goebbels. Narzissmus und Opferrolle.

64 Georg Joachim Rheticus.

68 Antikes Clunia, eine römische Straßenstation.

84 Frauen in der Politik.

88 Geschichte der Clunia.

106 Philistersenioren und Senioren der Clunia.

107 ff Fotoalbum

112 Reminiszenzen eines Jünglings, der zum Studieren in die Stadt kommt.

116 In dubiis libertas.

120 Schule aus der Sicht eines Schülers.

## Wir danken den Spendern!

DI Dr. Gerhard Lackinger

Ing. Thomas Rhomberg

Schützenhaus Jürgen Lang

Fa. Hilti, Schaan

WKO Vorarlberg

VLV Bregenz

Frastanzer Bier

Förderung Stadt Feldkirch / FK800

Für alle  
Bildungsfragen  
im Leben

Rasch,  
unkompliziert  
und kostenlos

Für alle  
Vorarlberger  
AK-Mitglieder  
und ihre  
Familien



## BILDUNGS-FRAGEN

Sie wissen nicht wie weiter?

**Wir helfen Ihnen weiter!**

# wieweiter.at

Bildungsfragen gut gelöst

[WWW.WIEWEITER.AT](http://WWW.WIEWEITER.AT)

Ein Beratungsservice der AK Vorarlberg, Widnau 2-4, 6800 Feldkirch  
wieweiter@ak-vorarlberg.at, Telefon 050/258-4150



# H u m a n i s m u s V i s i o n H i s t o r i e

Festschrift zum 110. Stiftungsfest  
der KMV Clunia



Diese im November 2018 erschienene Festschrift ist eine Sondernummer der Zeitschrift „*der Clunier*“.

Die mit Hilfe von Spenden und Inseraten finanzierte Festschrift ist unverkäuflich und wird an Mitglieder der KMV Clunia sowie an Mitglieder von MKV-, ÖCV-, VfM- und VCS-Verbindungen versendet.

Verleger und Herausgeber: Katholische Mittelschulverbindung Clunia Feldkirch.  
Redaktion und für den Inhalt verantwortlich:

Gerold Konzett v/o Dr. cer. Plus ([gerold@konzett.eu](mailto:gerold@konzett.eu))

Layout und Satz: Mag. Dr. Rudolf Öller v/o Dr. cer. Vitus

Deckblattentwurf: Sara Köck v/o Chili und Stefanie van Dellen v/o Willie

Druck: Thurnher, Rankweil.



### **Brücken in die Zukunft**

800 Jahre Feldkirch, 110 Jahre KMV Clunia, 50 Jahre Diözese Feldkirch gedenken und feiern wir in diesem Jahr 2018. Verleitet uns der Blick in die Vergangenheit zu rückwärts gewandter Nostalgie? Oder nützen wir das Wissen um unsere eigenen Wurzeln, um unseren Blick für den Weg in die Zukunft neu zu klären und zu schärfen?

Alle drei Jubiläen wurzeln tief auf christlichem Boden. Feldkirch hat sich zu einer Stadt des Humanismus, der Menschlichkeit entwickelt. Wenn wir etwa an Georg Joachim Reticus denken, den Mathematiker, Astronomen, Theologen und Mediziner, der entscheidend zur Bekanntmachung der umwälzenden Forschungen von Nikolaus Kopernikus über das heliozentrische Planetensystem beigetragen und damit eine völlig neue Sicht auf unsere Welt eingeleitet hat.

Auch heute sind wir jeden Tag neu herausgefordert, unseren Blick zu prüfen. Nicht wir sind das Zentrum, um das die Welt kreist. Etwas Größeres ist es, das uns hält und trägt – „Gott“, so nennen es wir Christen. Der aufmerksame und liebende Blick in die Augen unseres Nächsten erkennt seine Freuden und Nöte. Dies kann dabei helfen, uns der wahren Relationen des Lebens bewusst zu bleiben.

Ich danke für alles beherzte Engagement in der Gesellschaft gemäß der Prinzipien Religio, Patria, Scientia, Amicitia. Dass uns diese Rückbesinnung auch zu Brückenbauerinnen und Brückenbauern in eine menschenfreundliche Zukunft werden lässt, das wünsche ich uns allen von Herzen.

***Bischof Benno Elbs***



### **Alles Gute zum 110. Stiftungsfest!**

Die K.M.V. Clunia jubiliert. Gemeinsam schauen wir zurück auf elf Jahrzehnte voller Errungenschaft, Wachstum und Erfolg. Manche Bewährungsprobe galt es in dieser Zeit zu bestehen. Mit Umsicht und Weitblick ist es jedoch gelungen, auf dem starken Fundament der bewährten Prinzipien sämtliche Herausforderungen zu meistern. Bis heute sind der Idealismus und die Begeisterung der Gründerväter lebendig und wach geblieben.

Wer von den jungen Hainbühlern, die am 22. Dezember 1908 in Göfis aller Gefahr zum Trotz die Verbindung aus der Taufe hoben, hätte jemals mit einer so fruchtbaren Entwicklung gerechnet? Dazu beigetragen hat ganz wesentlich das richtige Maß, das zwischen Tradition und Fortschrittlichkeit auf der Basis christlicher Grundsätze und Werte ge-

funden als Leitfaden diente. In Besonnenheit das Bewährte zu erhalten, sich gleichzeitig aber dem Neuen nicht zu verschließen garantiert Beständigkeit und Weiterentwicklung.

So wundert es nicht, dass Clunia 1991 auf die MKV-Mitgliedschaft verzichtete, um als Österreichs erste Mittelschulverbindung die Vollintegration von Mädchen umzusetzen. Wenig später chargiert im Rahmen des 83. Stiftungsfestes erstmals ein Mädchen am Präsidium. Mit dieser Konsequenz und diesem Mut wird die Clunia auch in Zukunft eine lebendige Verbindung bleiben, die auf neue Gegebenheiten und künftige Anforderungen nicht nur reagiert, sondern sie aktiv und engagiert mitgestaltet.

Ich danke den engagierten Mitgliedern der Clunia für ihr positives gesellschaftliches Wirken um ein gutes Miteinander.

Ich wünsche ein würdiges und schönes 110. Stiftungsfest.

***Mag. Markus Wallner  
Landeshauptmann***



Die Katholische Studentenverbindung Clunia Feldkirch kann nunmehr auf eine 110-jährige Geschichte zurückblicken. Dazu möchte ich die traditionsreiche Verbindung in Feldkirch herzlich beglückwünschen.

Thema der vorliegenden Festschrift ist „Humanismus - Historie - Visionen“. Auch die Stadt Feldkirch hat die Bedeutung dieser Ziele erkannt. In der Zeit des Humanismus erlebte Feldkirch eine herausragende Blütezeit. Es sei hier an die Humanisten Hieronymus Münzer und Georg Joachim Rheticus erinnert, stellvertretend für eine Reihe berühmter Feldkircher Gelehrter in der Frühen Neuzeit. Und Feldkirch bekennt sich zur Geisteshaltung des Humanismus, die im Anschluss an die Antike den Menschen ins Zentrum des Denkens stellt und auf die Bedeutung der Bildung hinweist, in der Tradition eines Erasmus von Rotterdam oder eines Wilhelm von Humboldt.

Natürlich liegt uns die Historie im Jahr des 800. Stadtjubiläums ganz besonders am Herzen. Um in der steten Beschleunigung der modernen Welt den Überblick behalten zu können, um in den atemlos fortschreitenden Entwicklungen den Menschen nicht aus dem Blick zu verlieren, müssen wir auf Bewährtem aufbauen, aber auch aus alten Fehlern lernen. Es ist zur Binsenwahrheit verkommen, dass wer die Vergangenheit missachtet, dazu verurteilt ist, ihre Fehler zu wiederholen.

Eine neu erschienene achtbändige Geschichte der Stadt Feldkirch und die große Jubiläumsausstellung „Von Hugo bis dato“ im Palais Liechtenstein dokumentieren unsere diesbezüglichen Bemühungen.

Und nicht zuletzt blicken wir in die Zukunft. Im Wissen darum, dass die Zukunft allein der Bereich des Möglichen ist, müssen wir heute die richtigen Entscheidungen treffen. Unser heutiges Handeln wird die Zukunft von morgen gestalten. Es funktioniert nicht mehr, Zukunftspläne zu schmieden, ohne Folgen und Konsequenzen mitzudenken. Es ist vielmehr Zeit, Zukunft nicht zu verbauen, sondern späteren Generationen überhaupt eine solche zu ermöglichen. In vielem geht es darum, das Feld des Möglichen offenzuhalten. Auch das hatten wir im Sinn, als wir unter anderem das Motto „Feldkirch, bleib offen“ für unser Jubiläumsjahr wählten.

Abschließend wünsche ich der Clunia Feldkirch für die weitere Zukunft alles Gute.

**Mag. Wilfried Berchtold**  
**Bürgermeister der Stadt Feldkirch**



Geneigte Leserinnen und Leser,  
liebe Kartell- und Farbengeschwister,

sind Verbindungen heute noch zeitgemäß? Hat ein Zusammenschluss von katholischen MaturantInnen überhaupt einen gesellschaftspolitischen Sinn? Diese und ähnliche Fragen beschäftigen Couleurstudentinnen und Couleurstudenten vermutlich nicht erst seit heute. Aber wir müssen diese Fragen stellen, weil sie das Fundament für alle weiteren Überlegungen sind, bzw. sein sollten.

Im Grundsatzprogramm des MKV steht: „Jedes Mitglied einer Verbindung soll aktiv am öffentlichen Leben teilnehmen. Es soll seine demokratischen Rechte und Pflichten wahrnehmen und bereit sein, Verantwortung in Staat und Gesellschaft zu übernehmen.“ Doch welche Haltung nehmen wir ein? Jene, die uns Andersdenkende umhängen

wollen – die reaktionäre Haltung oder jene, die manch einer von uns blindlings einnimmt um zu zeigen, dass wir nicht von gestern sind – die revolutionäre Haltung?

Verbindungen beweisen seit mittlerweile weit über hundert Jahren, dass sie selbst und ihre Mitglieder in der Lage sind sich nicht nur auf neue gesellschaftliche Entwicklungen einzustellen, sondern, dass sie auch gewillt sind unsere Gesellschaft, eine moderne Gesellschaft, mitzugestalten. Ohne sich dabei zu verbiegen oder sogar die eigene Vergangenheit (ver)leugnen zu müssen. Eine zeitgemäße Gesellschaft – wie ich sie mir wünsche – ist eine pulsierende Gesellschaft, in der neue Ideen florieren und Fortschritt auf Basis tragfähiger Grundwerte vorangetrieben wird. Dann ist die Zukunft weder reaktionär noch revolutionär, sondern richtig und ausgewogen evolutionär.

Ich wünsche der Clunia und allen ihren Mitgliedern alles Gute für die anstehenden Feierlichkeiten anlässlich des 110. Stiftungsfestes. Mögen eure Visionen von der Geschichte geprägt sein und mit viel Menschlichkeit umgesetzt werden.

Die Zukunft für uns!

Heil Clunia!

**Walter Gröbinger v. Tasso, OCV**  
**MKV-Vorsitzender**



Liebe Clunier,  
Freunde der Clunia  
und liebe Leser!

110 Jahre Clunia, 110 Jahre Landesverband, 50 Jahre Diözese Feldkirch, 800 Jahre Stadt Feldkirch – 2018, das Jahr

der Jubiläen! Es ist quasi schon Tradition, dass Clunia zu besonderen Jubiläen eine Festschrift auflegt. Das letzte Mal im Jahr 2008 zum 100-jährigen Bestehen der Verbindung.

In diesen 10 Jahren hat sich so manches verändert, manches vorhersehbar, anderes total überraschend.

Konfuzius soll gesagt haben „Erzähle mir die Vergangenheit, und ich werde die Zukunft erkennen.“ Ich stelle immer wieder fest – so Unrecht hatte er nicht.

In dieser Festschrift wollen die Autoren einen Bogen aus der Vergangenheit in die Gegenwart und auch mögliche Wege in eine Zukunft aufzeigen.

In diesem Sinne wünsche ich ein angenehmes Lesen der Festschrift und würde mich freuen, den einen oder anderen auf einer Clunia-Veranstaltung begrüßen zu dürfen.

In Treue fest!

***BSc Achim Zortea v/o Tassilo  
Philistersenior der KMV Clunia***

**1. unentgeltliche  
Rechtsauskunft**

**KAUF- UND SCHENKUNGSVERTRÄGE  
IN GRUNDSTÜCKSANGELEGENHEITEN**

**ELEKTRONISCHE EINSICHT INS GRUND-  
UND FIRMENBUCH**

**DR. ROBERT M@YER  
RECHTSANWALT**

Miet- und Wohnrecht  
Erbrecht  
Ehe- und Familienrecht  
Verkehrsrecht  
Inkasso  
Computer- Internet- und  
Telekommunikationsrecht  
Liegenschaftsverkehr  
Gesellschaftsrecht  
Vertragsrecht  
Allgemeinpraxis

VORARLBERGER WIRTSCHAFTSPARK · A 6840 GÖTZIS · T +43 (0)55 23 - 5 54 60 · [WWW.ANWALT1.AT](http://WWW.ANWALT1.AT) · [KANZLEI@ANWALT1.AT](mailto:KANZLEI@ANWALT1.AT)



## Vorwort der Redaktion

Den Auftrag zur Herausgabe der Festschrift und zur Programmgestaltung der Feierlichkeiten anlässlich unseres 110. Bestandsjubiläums hatte ich gerne angenommen, nicht erahnend, welch immense Verantwortung und zeitintensive Aufgaben in weiterer Folge auf mich zukommen werden. Mein Ziel war es stehts, die Clunia bestmöglich zu unterstützen und ihr dadurch verstärkt zu einem nostalgisch-modernen Ansehen in der Öffentlichkeit zu verhelfen und dadurch in Feldkirchs AHS und BHS wieder in Erinnerung zu rufen. Von der Finanzierung bis zu den Beiträgen gab es jede Menge Arbeit, in der ich von einer handvoll Bundesbrüdern und Idealisten aus dem Raume Feldkirch unterstützt wurde.

Unsere Inhalte waren praktisch vorgegeben, zumal die Clunia und der VMCV 110 Jahre ihres Bestehens feiern, die Stadt Feldkirch während des ganzen Jahres 800 Jahre und die Diözese 50 Jahre feiern. Im Gleichklang mit der Bedeutung der Stadt auf die Menschen haben wir als farbentragende Mittelschulverbindung die humanistische Aufgabe gesehen, die historische Bedeutung von Stadt, Land, Schule und Studium während dieses Zeitraumes in unseren Beiträgen hervorzuheben.

Somit haben wir „Humanismus-Vision-Historie“ zum Thema gemacht, welches uns durch diese Festschrift begleitet. Viel Freude und Spaß beim

Lesen einer nicht alltäglichen Festschrift.

**Gerold Konzett v/o Dr. cer. Plus,  
CLF, WMH, Clunia-Standesführer  
Redaktion und Herausgeber der  
Festschrift**



*Team Redaktion und Layout.*



VIENNA INSURANCE GROUP

**Meine Donau  
ist auf meiner  
Wellenlänge.**



Was mir an meiner Donau so gefällt? Meine Donau weiß worauf es mir ankommt und dass ich für meine Gesundheit nur das Beste will. Mit der Donau Krankenversicherung werden mir Spitalsaufenthalte so angenehm wie möglich gemacht. Bei ambulanten Behandlungen kann ich den Arzt frei wählen und die beste Hilfe in Anspruch nehmen. So stell ich mir das vor. Mehr auf [donauversicherung.at](#)

## Schmuggel zwischen Vorarlberg und Liechtenstein im Jahr 1919

*Univ. Prof. Mag. Dr. Gerhard Wanner*

**„Es war eine bewegte Zeit, jeder hat geschmuggelt, im kleinen oder größeren Stil, die Leute waren gezwungen dazu, da sie z.T. davon lebten; die Armut war sehr groß. Einzelne haben es im großen Ausmaß betrieben wie der Kronenwirt, den Pfarrer Jussel**

**von der Kanzel herunter verdornerte (...) später hat sich dann herausgestellt, dass der Pfarrer selbst Schmuggler war.“**

**(Schmugglergeschichte von R. Wohlwend, Hinterschellenberg. In: Goop, 291 f)**

### Freier Warenverkehr bis 1919

Das Fürstentum Liechtenstein schloss im Jahr 1852 mit Österreich einen Zoll- und Steuervertrag ab. Dadurch wurde die Zollgrenze zwischen Vorarlberg und Liechtenstein vom Raum Feldkirch nach Liechtenstein an den Rhein und nach Süden bei Balzers zur Schweiz verlegt. Das österreichische Zollamt in Tisis wurde aufgelassen und dessen Befugnisse auf das neu errichtete Nebenzollamt Balzers übertragen. Die Grenzüberwachung besorgten in Balzers, Triesen, Vaduz, Schaan, Bendern und Ruggell Finanzwachabteilungen gemeinsam mit österreichischen und liechtensteinschen Beamten. Die Finanz- und Zolloberbehörden befanden sich in Feldkirch. (Hager, 15 f) Die Staatsgrenzen blieben jedoch gleich. Bis zum August 1919 herrschte zwischen den beiden Staaten freier Warenverkehr. (Ospelt, 9-25)

Das Fürstentum Liechtenstein gehörte zum österreichischen Zollverband,

erklärte sich aber während des Ersten Weltkrieges formal als neutral. Die Grenzen zu Vorarlberg blieben jedoch offen. Dass es im Landtag des Fürstentums Ende Oktober 1918 zu Bestrebungen kam, welche eine verstärkte Mitsprache des Landtages zum Ziele hatten und eine Loslösung aus dem Zollverband beabsichtigten, registrierte man in Vorarlberg so wenig wie die Vorfälle am 8. November, als der aus Österreich stammende Landesverweser, Baron Leopold Imhof, ohne Zustimmung des Fürsten demissionierte und die Geschäfte einem provisorischen Vollzugsausschuss übergab.

### Grenzsperren zur Schweiz

Nachdem der Erste Weltkrieg ausgebrochen war, kam es jedoch zwischen Vorarlberg und der Schweiz zu einschneidenden Veränderungen in den bisherigen Beziehungen. Die guten lokalen, vor allem wirtschaftlichen Kontakte wurden durch Grenzsperrmaß-



nahmen Österreichs und der Schweiz stark eingeschränkt und seit 1917 auf ein Minimum reduziert. Dies traf vor allem die Vorarlberger Bewohner der Rheintalgemeinden, ihre von der Schweiz fast völlig abhängige Stickereiindustrie, den kleinen Grenzverkehr zur Beschaffung von dringend benötigten Nahrungsmitteln für die hungernde Bevölkerung und die Tagesberufspendler über den Rhein in den Kanton St. Gallen. Im Frühsommer 1918 verschärfte sich die Situation zusätzlich, als in der Schweiz die äußerst ansteckende und gefährliche „Spanische Grippe“ ausbrach und nach Vorarlberg eingeschleppt wurde. (Wanner 1999, 9–33)

### **Weltrevolution aus der Schweiz?**

Es gab für die Vorarlberger Landesregierung aber noch einen weiteren Grund, die Grenze zur Schweiz aufmerksam überwachen zu lassen: Die Vorarlberger Presse berichtete ausführlich über die bedenklichen innenpolitischen Vorgänge im benachbarten Zürich, wo es trotz Versammlungsverbot zu Ausschreitungen und Demonstrationen sozialistischer Arbeiter gekommen war, die nur unter Einsatz von Militär niedergehal-

ten werden konnten. Am 12. November 1918 berichtete das „Vorarlberger Volksblatt“, in der Eidgenossenschaft seien, verursacht durch „zweifelhafte Landfremde [...] Revolution und Anarchie russischer Art“ ausgebrochen. Es sollte von der Schweiz aus die „Weltrevolution“ eingeleitet werden, Bern befürchte einen Putsch. „Als Herd der modernen Staatskrankheiten darf die Schweiz angesehen werden, von der aus dunkle Mächte einen Weltumsturz einleiten wollen. Bewahre uns Gott vor Blutvergießen, Elend und Not“. Und fast schon prophetisch hieß es weiter: „Heute schon darf gesagt werden, daß das Kriegs- und Revolutionsjahr 1918 in der Nachwelt und der Geschichte dieselbe Rolle spielen wird wie in unserem Urteil das Jahr 1848.“ (VV, 12.11.18) Am 16. November gratulierte die Zeitung „Volksfreund“ dem Schweizer Bundesrat, dass dieser den „anarchischen Bestrebungen“ der streikenden Arbeiterschaft ein militärisches Ende gesetzt habe, von denen sich übrigens die Schweizer Sozialdemokraten distanziert hätten. Alles gehe nur auf das Konto „zweifelhafter Landfremder“ (Anm. russischer Kommunisten), die in der Schweiz während des Krieges Zuflucht gefunden hätten. (VVF, 16.11.18)

Wie sehr man in Vorarlberg die Vorgänge in der Schweiz fürchtete, beweist auch ein Leitartikel im christlichsozialen „Volksblatt“: „Die Entwicklung der Schweizer Ereignisse in der letzten Woche war für uns Vorarlberger bedeutungsvoller als alle Vorgänge in Wien oder Berlin. Wir freuen uns aufrichtig über das Schweizer Bekenntnis zum Ordnungsstaat und beglückwünschen die liebenswerten Nachbarn und Eidgenossen, das wackere Volk der Hirten allerwärmstens zum Erfolg, der sie zu

einer Oase des Rechtes in der Wüste des allgemeinen Umsturzes macht.“ (VV, 20.11.18)

### **Eine neue Grenze zu Liechtenstein**

Das Fürstentum Liechtenstein gehörte 1918 zwar noch zum österreichischen Zollverband, erklärte sich aber während des Ersten Weltkrieges formal als neutral. Die Grenzen zu Vorarlberg blieben jedoch offen. Dass es im Landtag des Fürstentums Ende Oktober 1918 zu Bestrebungen kam, welche eine verstärkte politische Mitsprache des Landtages zum Ziele hatten, registrierte man in Vorarlberg so wenig wie die Vorfälle am 8. November, als der aus Österreich stammende Landesverweser, Baron Leopold Imhof, ohne Zustimmung des Fürsten demissionierte und die Geschäfte einem provisorischen Vollzugsausschuss übergab.

Die Entstehung der Republik Österreich im Oktober/November 1918 hatte schwerwiegende Auswirkungen auf die Zollunion: Der Liechtensteiner Landtag beschloss überraschend am 2. August 1919 die Kündigung des Vertrages mit Österreich, diese trat am 12. August in Kraft. Ein wesentlicher Grund dafür waren die gesunkenen Zolleinnahmen für das Liechtensteiner Budget: 1907 machten sie 88 % der Staatseinnahmen aus, 1918 nur mehr 9 % ! Außerdem verursachte die Hyperinflation der Krone den Verlust der öffentlichen und privaten Sparvermögen. Die Vorarlberger Landesregierung reagierte umgehend und erklärte Liechtenstein am 1. September 1919 zum Zollaussland. (Büchel, 12)

Liechtenstein war jedoch bereits Anfang Dezember 1918 ins Rampenlicht getreten, als österreichische Finanzbeamte

an der bislang offenen Grenze südlich von Feldkirch bei Tisis Passkontrollen und Leibesvisitationen durchzuführen begannen, ohne dass diese öffentlich angekündigt worden waren. Sie sollten vorerst auf Anordnung der Vorarlberger Landesregierung bis Jahresende in Geltung bleiben und vor allem den über Liechtenstein führenden, blühenden Schmuggel mit der Schweiz verhindern. Nach der Vorarlberger Selbstständigkeitserklärung vom 3. November 1918 kam es zu einigen Erleichterungen im Grenzverkehr. (Wanner 1973, 79 / FA, 11.12.18)

Da man nur mit einem Pass die Grenze zwischen Vorarlberg und Liechtenstein überschreiten konnte, errichteten die Schweizer noch vor Mitte November eine eigene Passstelle in Feldkirch. (VV, 19.11.18) In Vorarlberg übernahmen die politischen Behörden die Funktionen der Grenzpolizei und des Passwesens und regelten auch den Grenzverkehr. Es ging vor allem darum, die Ausfuhr von Kronen und Silbergeld in die Schweiz zu verhindern und „unlautere“ Personen abzufangen. Der Verkehr über die Rheinbrücken war nur Vorarlbergern und Schweizer Grenzbewohnern mit Pässen oder Passierscheinen gestattet. Der Fernverkehr auf den Eisenbahnstrecken Feldkirch – Buchs und Bregenz – St. Margrethen war jedoch nicht unterbrochen. (2. La, 8 und 3. La, 35 f)

### **Schmuggel blüht auf**

Der Zusammenbruch der Donaumonarchie führte im Oktober 1918 zu unklaren Grenzkontrollverhältnissen, wodurch der Schmuggel zwischen der Schweiz, Liechtenstein und Vorarlberg wuchs. Schmuggel war freilich kein neues Phänomen: Wenn auch in geringerem Maße bestand er im gesamten



19. Jahrhundert in Liechtenstein über den Luziensteig und in Booten über den Rhein. Zwischen 1911 und 1915 hatte die Finanz-Bezirksdirektion in Feldkirch in Vorarlberg und Liechtenstein rund tausend Schmuggler gefasst und etliche auch inhaftiert. (Quaderer, 457)

Die Finanzbeamten, die sogenannten „Finanzer“, welche nach Kriegsende die Schweizer Grenze in Liechtenstein kaum mehr kontrolliert hatten, zogen sich im September 1919 nach Vorarlberg zurück. Zum Schmuggel verlockte auch bis zum August 1919 außerdem die offene, grüne Grenze zwischen Liechtenstein und den Gemeinden des späteren „Großfeldkirch“ (1924). Und die wenigen Streifenkontrollen der oft bestechlichen „Finanzer“ waren wenig effektiv. (Büchel, 7)

Bis zur neuen Zollunion mit der Schweiz im Jahr 1924 übernahmen Liechtensteiner „Grenzwächter“ die Grenzüberwachung. Sie waren ehemalige, in österreichischen Diensten stehende Liechtensteiner Finanzbeamte und nun sogenannte „Weibel“, die Amtsboten der Gemeinden. Ihr höchstes Exekutivorgan in Sachen Grenzkontrolle war nun das jeweilige Gemeindeamt. Um die Grenzwächter zu motivieren, wurden ihnen „Anzeigeprämien“ versprochen. Sie hatten keinen festen Arbeitsvertrag, meist keine „Fach-Ausbildung“ und wurden nur im Stundenlohn bezahlt. (Goop, 290 f) Aber selbst wenn sie Schmuggler ertappten, waren sie häufig machtlos, Waffen trugen sie nicht. So gingen etwa Soldaten aus Vorarlberg „mit vollgepacktem Rucksack an den Grenzwächtern vorbei, so kaltblütig, als bei einem Geisshirten“. (Büchel, 11)

Das Fürstentum besaß vom August 1919

bis 1924 zwei Zollgrenzen, eine wie bisher zur Schweiz und eine neue zu Vorarlberg. Dies führte dazu, dass Österreich Anfang September 1919 seine Zollämter in Bendorf, Schaan, Vaduz und Balzers auflöste und neue Zollämter in Tisis, Tosters-Hub und Nofels-Fresch am Schellenberg einrichtete. Der Schmuggel erreichte in dieser Zeit einen Höhepunkt. Zentren in Liechtenstein waren die Region Schellenberg (Eschnerberg) und im „Oberland“ Balzers. (Quaderer-Vogt, 463) In Vorarlberg rückten die Stadt und der Bezirk Feldkirch in den „Grenzmittelpunkt“ und entwickelten sich zu Umschlagsplätzen des Schmuggels. Zusätzlich verlief über den Eisenbahnknoten Feldkirch der transalpine europäische Fernverkehr in die Schweiz und von dort nach Frankreich, eine beliebte und umfangreiche internationale Schmuggleroute.

### **Die Landesregierung greift ein**

Die selbstständige Vorarlberger Landesregierung unter Dr. Otto Ender sah sich gezwungen, neue Bestimmungen für den Grenzverkehr zu erlassen: Zwischen Vorarlberg und Liechtenstein konnte ab Dezember 1919 der Grenzübertritt nur mit einem Pass erfolgen. Allerdings galten im „kleinen Grenzverkehr“ für in Vorarlberg und Liechtenstein ständig sesshafte Personen Ausnahmen, so ferne diese in einem Umkreis von zehn Kilometern von der Grenze wohnten. (Quaderer-Vogt, 662-665)

Am neuen Hauptgrenzübergang Tisis-Schaanwald häuften sich schikanöse Maßnahmen der österreichischen Finanzwachen mit strengen Passkontrollen und Leibesvisitationen. Es ging darum, unregelmäßige Ausfuhren von Butter, Käse, Obst, Branntwein und

Fleischwaren nach Liechtenstein zu unterbinden, von wo sie nicht selten zu überhöhten Preisen als „Liechtensteiner Produkte“ nach Feldkirch, Vorarlberg und gar Innerösterreich weiterverkauft wurden. (VV, 29.8.1919)

Die Vorarlberger Landesregierung reagierte im Oktober 1919 auf die schädigenden Exporte und führte in Übereinstimmung mit Liechtenstein sogenannte Transportgenehmigungen für wichtigste Nahrungsmittel, wie etwa für Kaffee, Branntwein und Lebewiehe ein. Außerdem wurde die Warenausfuhr auch im kleinen Grenzverkehr gänzlich gesperrt. (FA, 22.10.1919) Im Post- und Bahngüterverkehr durften Waren ohne Bewilligung nicht angenommen bzw. befördert werden.

### **Feldkirch nahe einer Hungersnot**

Vorarlberg zählte zu Kriegsbeginn ca. 145.000 Einwohner. Schon zuvor war es der lokalen Landwirtschaft nicht möglich, die Bevölkerung aus den eigenen Betrieben zu versorgen, und man war daher überwiegend auf Importe angewiesen. Staatliche und private Bevorratungspolitik gab es kaum.

Bereits im Frühjahr 1915 war es in Feldkirch zu Versorgungsengpässen gekommen. Der Magistrat reagierte mit einem „Lebensmittelversorgungs-Ausschuss“, mit Bezugskarten, im Jahr 1916 mit einer „Kriegs-Suppenküche“ und Lebensmittelverkaufsstellen. Bis 1917 gab es auf Grund der verbreiteten Viehzucht kaum Fleischmangel, erst hernach wurde Fleisch rationiert. Die Knappheit an Nahrungsmitteln ließ die Preise gerade wegen ihrer amtlichen Regulierung auf dem Schwarzmarkt steigen. (Kirisits, 98-103, 107) Vorarlberg befand sich im No-

vember 1918 am Rande einer Hungersnot: Mehl- und Getreidelieferungen aus Ungarn, Wien und Deutschland waren nicht mehr zu erhalten. Die Milchversorgung kam zum Stillstand, da auch die Bauern in Feldkirchs Umgebung die Milch lieber an Schweine verfütterten oder nach Liechtenstein schmuggelten - die von der Landesregierung verordneten Milchpreise waren ihnen zu niedrig. Darunter litten vor allem Feldkirchs Fabrikarbeiter. Selbst die Kartoffel wurde zur Mangelware und daher aus Liechtenstein eingeschmuggelt - dort erzielten nämlich die 2.400 bäuerlichen „Selbstversorger“ Überschüsse. (Wanner 2010, 160 f; Quaderer-Vogt, 46)

Verständlich, dass sich nicht nur in Vorarlberg, sondern auch in Feldkirch die ersten öffentlichen Proteste und Streiks regten. Sie gingen von den „Nichtselbstversorgern“ (landbesitzlose Einwohner und Fabrikarbeiter) aus und wandten sich auch gegen die Bauern der Umgebung, die auf dem Schwarzmarkt zu überhöhten Preisen verkauften und nicht auf den legalen, jedoch preisregulierten Märkten. Eine „Bürger-Initiative“ war Ende Dezember 1918 im Rathausaal zusammengelassen. Ihre Entschlüsselung verlangte von der Landesregierung in Bregenz „unverzüglich die Herschaffung der notwendigen Lebensmittel, welche von der Schweiz angeboten werden, als Fett und Mais, damit es der ausgehungerten und abgerackerten Stadtbevölkerung möglich gemacht werde, wenigstens einmal in der Woche an Stelle der Rüben einen Riebel zu kochen“. (FA, 1.1.1919)

Ende 1919 war die Lage in der Stadt noch immer besorgniserregend: „Kochmehl gab es für 14 Tage, Rindfleisch wurde zum letzten Mal zu Allerheiligen

ausgegeben, Milch erhielten nur noch Kinder unter zwei Jahren in der Menge eines achter bis viertel Liters.“ (Wanner 2000, 11) Der Feldkircher Anzeiger klagte an und verglich: „(..) bekommt man in der Schweiz so ziemlich alles, selbst für den verwöhntesten Gaumen (...) und wird man gewahr, daß alle Verkaufsläden geradezu beängstigt mit Waren aller Art angefüllt sind.“ (FA, 11.10.1919)

Wirtschaftskrise auch in Liechtenstein  
Obwohl Liechtenstein während des Weltkrieges ein neutraler Staat war, litt es wie das benachbarte Vorarlberg unter ähnlichen wirtschaftlichen Schwierigkeiten: Es herrschte zunehmende Knappheit an Nahrungsmitteln, besonders seit die Alliierten ab 1916 ihre Lebensmittelexporte über die Schweiz nach Liechtenstein gänzlich eingestellt hatten. Die Preise stiegen konstant, die dort seit 1901 geltende österreichische Kronenwährung war inflationär, und es herrschte Mangel an langlebigen Konsumgütern. Der „Importschmuggel“ aus Vorarlberg blühte. Die Waren stammten häufig aus aufgelassenen österreichischen Armeebeständen. Es handelte sich um Wolldecken, Militärbekleidung, Lederwaren, Feldstecher, Pferde mit Zaumzeug und Werkzeuge aller Art. (Vogt, 134; Büchel, 5 f, 10)

In Liechtenstein mangelte es auch an Textilien. Manche Liechtensteinerin wusste sich zu helfen: „Wenn ich 1 oder 2 kg Türkenmehl (Maismehl) übrig hatte, brachte ich es verschiedenen Frauen aus noblen Villen in Feldkirch und erhielt dafür schöne Tüchlein oder Leintücher und Sachen von den Großmüttern aus dem Kasten. Sie hatten ganze Schränke voll Wäsche. (...) Hier (in Liechtenstein) konnte man kein Sacktüchlein kaufen.“ (Goop, 289 f)

Dazu kam die ständig wachsende Inflation der österreichischen Krone. Ihr totaler Zusammenbruch nach 1918 kostete Liechtenstein nach amtlicher Schätzung umgerechnet im Wert von 25 Millionen Franken, das gesamte Sparvermögen des ohnedies armen Volkes! (Ospelt, 23) Zahlreiche Liechtensteiner verloren außerdem ihre Arbeitsplätze im benachbarten Feldkirch, vor allem in Industrie und Gewerbe, und der Verkauf landwirtschaftlicher Produkte auf dem beliebten und gewinnbringenden Feldkircher Markt wurde schließlich verboten. (Quaderer, 57; Büchel, 13)

Eine willkommene Einnahmequelle und Kompensation in dieser Wirtschaftskrise bot der blühende Schmuggel, wie das folgende Gedicht schildert:

*„Truppenweise schwer beladen,  
Zieh`n die Schmuggler auf gleichen Pfaden,  
mit Butter, Käse, Mehl und Schmalz,  
Kartoffeln, Türken, Salz.  
Fleisch und Schweine  
Müssen am häufigsten „eine“ (nach Vorarlberg),  
Wer`s meist bezahlt, erhält die War,  
wer anders handelt, ist ein Narr.“*  
(Goop, 293)

### **Begehrte, teure Nahrungs- und Genussmittel**

Massiver Schmuggel begann ab 1917. Waren nach Vorarlberg kamen aus drei Quellen: In großem Umfang aus der Schweiz über Liechtenstein – Balzers an der Schweizer Grenze war das allseits bekannte Schmuggelzentrum - auf der Luziensteig gab es „regelrechte Verkaufsstände“. (Vogt, 134) Seit dem Frühjahr 1919 kamen vor allem Liechtensteiner Lebensmittel: Hier produ-

zierten sogenannte „Selbstversorger“ Überschüsse. Und schließlich lieferten die Alliierten nach Liechtenstein wieder Mehl, Reis, Butter, Fett und Schokolade gegen Kompensationswaren wie Holz und Heu. Ihre Hilfe knüpften die Alliierten jedoch an die Bedingung, dass man die Produkte keinesfalls nach Österreich weiter „spedieren“ dürfe, dann drohe nämlich die Einstellung der Lieferungen. (Quaderer 2009, 45 f)

Die an der Liechtensteiner Grenze von Wachbeamten abgenommenen Waren bestanden vor allem aus Lebensmitteln wie Zucker, Mehl, Mais, Brot, Bohnen, Kartoffel, Reis, Butter, Milch, Eier und Backwaren. Oft waren es kleinste Mengen für notleidende Feldkircher zur „reinen Selbstversorgung“, wie sie bei den Vernehmungen betonten. Auch Lebewiehe wurde gehandelt: Ein Liechtensteiner Bauer, der über der Grenze in Nofels ein Grundstück besaß, war dabei besonders erfinderisch: Er ließ sich in Feldkirch Jauchefässer aus, „hat man die Ferkel hineingegeben und mit Schnaps abgefüllt, damit sie bei der Fahrt über die Grenze ruhig waren“. (Goop, 290) Aus der Schweiz stammten vor allem Sacharin, Kaffee, Zigarren (lang und dünn), Garne und Gummiwaren aller Art. (Büchel, 5)

Zucker, ein österreichisches Staatsmonopol, war 1919 nicht mehr zu erhalten. Große Gewinne ließen sich schon vor Kriegsbeginn mit Sacharin machen, einem Süßstoff, der seit 1886 fabrikmäßig hergestellt werden konnte und einen höheren Süßigkeitsgehalt als Zucker besaß. Er war wegen der Kleinheit des Produktes bei Kontrollen kaum auffindbar und als Schmuggelgut so lukrativ, dass „(...) ganze Familien ihren Wohlstand, ja Reichtum verdanken“. (VV, 12.11.1919)

Eine bedeutende Schmuggelware war ferner der besonders bei Arbeitern begehrte Tabak, waren Zigaretten und Zigarren. Während des Krieges konnte Tabak nur mittels „Raucherkarten“ bei den Finanzwache-Abteilungen gekauft werden. Und schließlich war im Frühjahr 1919 auch dies kaum mehr möglich. Was das Tabak-Monopol in Wien anzubieten hatte, waren pro Person wöchentlich „zwei nach Geschmack und Geruch nicht definierbare Pakete Tabak“ - der Feldkircher Anzeiger sprach von Gesundheitsschäden: „Das Buchenlaub für den Strohsack und den Tabak für die Pfeife! Das ist unsere Lösung.“ Daher, wer rauchen wolle, könne dies „auf ehrlichen Wegen nicht mehr tun, außer er setzt seine Gesundheit mit dem gelieferten Dreck aufs Spiel“. Der Tabaksmuggel verführe zu unmoralischen Handlungen und greife „wie eine böse Seuche um sich“. (FA,1.1., 3.5. und 28.6.1919)

Diese „Seuche“ zeigte sich vor allem in Schaan und Schaanwald. Anfang August 1919 wurden „bei hellem Tage hier zwispännige Fuhren Zigarren unweit der Grenze gebracht, von wo sie selbverständlich von den Paschgern (Schmuggler) weiter gebracht werden (...)“ Diese kamen aus der Schweiz über den Luziensteig nach Balzers oder in Booten über den Rhein nach Liechtenstein, eine kaum mehr bewachte Grenze. (VT, 1. und 2.8.1919) Wie es in Balzers im August 1919 zugeht, schildert der Liechtensteiner Zeitzeuge Wolfinger: „In Balzers fahren Wagen bei Tag und Nacht, oft mit 8 bis 9 Mann. Diese seien froh und fürchten sich nicht. Da können die Gränzwächter der Schmuggler nicht mehr Herr werden (...) wenn man wollte, könnte man täglich 10 bis 20 Schmuggler erwischen.“ In „unbegrenzten Men-





gen“ wurde Schweizer Tabak von hier über Feldkirch bis nach Wien befördert, um diesen um das Vielfache zu verkaufen. (Quaderer, 467; PW)

An der Grenze in Tisis führte Tabak gar zu einem folgenschweren Vorfall: Am 18. Juli machten zwei „Probegendarmen“ zur Unterstützung der Finanzwache nächtlichen Kontrolldienst, als sie auf eine Schmugglerbande stießen. Zwei der Mitglieder waren mit Revolvern bewaffnet, die sie auf die Gendarmen hielten, worauf diese mit ihren Gewehren das Feuer eröffneten. Zwei Schmuggler, Brüder im Alter von 19 und 25 Jahren, wurden getötet. Ein „Trost“ - „Beide erhielten am Platze die heilige Öhlung und den Sterbeablaß. Möge der barmherzige Gott ihnen ein gnädiger Richter sein.“ In der Nähe fand man Rucksäcke, die rund 12.000 Zigarren enthielten. (VT, 20.7.1919; VV, 19.7.1919)

Schmuggler aus allen sozialen Gruppen Jene Personen, die sich mit Schmuggel beschäftigten, waren in den Dörfern meist bekannt. Auf Grund der nachlässigen Grenzkontrollen und der Mitwirkung der Bevölkerung, selbst von Gemeindevertretern, kam nur wenig an die Öffentlichkeit. Über „die Altenstädter“ hieß es: „(..) befaßt sich heute (Dezember 1919) mit dem unsauberen Erwerb bedauerlicherweise eine erkleckliche Zahl von Einwohnern. So ist es ein offenes Geheimnis, daß sich in der Parzelle Frösch (Nofels) sehr viel Erwachsene dem Schmuggel widmen. Dabei mußte jüngst in einer Versammlung festgestellt werden, daß diese Parzelle keinen Tropfen Milch abführt, dagegen von dort aus ein schwunghafter Handel mit Butter über die Grenze nach Liechtenstein bestehe.“ (VV, 16.12.1919) Es gab freilich auch einige, öffentliches

Aufsehen erregende Strafprozesse gegen „Schmugglerkönige“, so im Juli 1919 in Feldkirch: Eine „weitverzweigte“ Schmugglerbande wurde ausgehoben - beteiligt waren teils „ehrenhafte“ Bürger, Volkswehrmänner, Frauen und selbst „Finanzer“.

Von der „Schmuggelmoral angefressen“ waren in Feldkirch sogar Kinder und Jugendliche: „Erst vor Kurzem haben ein Paar Jungen in einer Straße Feldkirchs einen Gewinn von Tausenden untereinander aufgeteilt und kurz vorher hat ein etwa 11, höchstens 12 Jahre altes Mädchen auf der Fahrt Bregenz-Dornbirn einer Frau 100 Kronen gewechselt. (...) Ist es nicht einfach trostlos, wenn Eltern ihre Kinder zum Schmuggelgewerbe heranziehen, wenn sie die Kinder lehren, die Gebote Gottes zu übertreten? (...) Erklärt sich nicht daraus das Fehlen jeder Autorität, das Fehlen jedes Staatsgefühls, jedes Gemeinsinns, jeder Unterwürfigkeit (...)?“ (VV, 3.12.1919)

Und „die holde Weiblichkeit, wie häufig, wenn es sich um zweifelhafte Unternehmungen handelt, eine Hauptrolle spielt, tritt auch hier in Erscheinung“. (VT, 13.7.1919) In die Schweiz blieferten Frauen die dort begehrten silbernen Zwei-Kronenmünzen. Aus der Schweiz schmuggelten sie vorwiegend Sacharin, Zigarren und Kaffee und verkauften in Feldkirch auf dem Schwarzmarkt. Zu diesem Zweck trugen sie eigens hergestellte „Schmugglerrocke“, in denen Taschen eingenäht waren, dann „ziemlich weite Schürzen“. Andere gaben bei Kontrollen vor, schwanger zu sein, um einer Leibesvisitation zu entgehen. (Goop, 224, 228, 288) An der Grenzstation Tosters-Hub hatten sie gar eine österreichische Zöllnerin bestochen, die speziell bei Frauen Untersuchungen

vornehmen sollte. Vor den männlichen Finanzern gab sich die Beamtin „sehr ernst und scharf (...) so wie sie eine ganz Böse wäre - aber man hat ihr dann des öfteren etwas geschenkt und sie wußte ja, dass man etwas dabei hatte“. (Goop, 292) Eine junge Liechtensteinerin hatte bei ihrem Abnehmer in Feldkirch, „ein feiner Herr“, ein besonderes Erlebnis: „Er wollte mir immer schmeicheln, weil ich ein junges Mädchen war, er hat mir immer einen Schnaps aufgestellt, hat sich mir genähert und wollte mit mir „kuscheln“, habe ihm aber sofort auf die Hände geschlagen (...).“ (Goop, 224)

Eine Statistik für den Monat Juli 1919 weist die in ganz Vorarlberg beschlagnahmten Waren auf, freilich nur ein Bruchteil des gesamten Schmuggels. Sie macht deutlich, an welchen Produkten Mangel herrschte und dass die Schmuggler meist keine kriminellen Absichten hatten. (VV, 19.8.1919)

*7.885 Kronen Bargeld*  
*2 Liter Petroleum*  
*156 kg Leder*  
*999 Paar Schuhe*  
*55.368 Zigarren und Zigaretten*  
*7 ¼ kg Schokolade*  
*8 ½ kg Zucker*  
*81 Schachteln und 3 kg. Sacharin*  
*11 ½ kg Käse*  
*39 kg Butter*  
*2.097 Eier*  
*19 kg Honig*  
*49 ¾ kg Mahlprodukte (Mehl)*  
*172 kg Fleisch und 1 Kuh*

Bis August 1919 waren die behördlichen Maßnahmen wenig effektiv gewesen. Wie es im Juli 1919 in Vorarlberg zugeht, beschreibt das Vorarlberger Volksblatt: „Bei Tag und Nacht, im Schmugglerzug (Schnellzug) und auf Straßen, sowie auf Seiten- und Nebenwegen findet

man die Leute an der „Arbeit“. Auf den Volkscharakter übt dieser „Beruf“ sicherlich sehr übel ein; der Krieg hat an den guten Eigenschaften sicherlich viel zerstört und das Schwärzertum setzt jetzt die ruinöse Arbeit leider in großem Umfange fort.“ (VV, 20.7.1919) Der Feldkircher Anzeiger legte noch zu: „(...) Bei uns, verzeih mir den Ausdruck, fressen sich die Menschen gegenseitig durch Wucher, Preistreiberei, Schleichhandel, Geldschmuggel und alle möglichen unmoralischen Handlungen wie die Fische im Meere auf.“ (FA, 28.7.1919)

Aber selbst österreichische Zollbeamte, die Zugang zu aufgelassenen Militärbeständen hatten, betrieben lebhaften Handel mit Liechtenstein und erhielten im Kompensationsweg begehrte Lebensmittel. (Büchel, 5) Dagegen unternahm die Liechtensteiner Grenzwachmann nichts: „Sich verhaßt zu machen, übertragen sie den Österreichern.“ (FA, 15.3.1919)

In Liechtenstein war es nicht viel besser. In Gruppen organisierte Schmuggler lehnten sich offen gegen die bis August 1919 noch österreichischen Zollorgane auf. Über den Rhein wurde mit Booten geschmuggelt, dort gab es sogar Schusswechsel mit Schweizer Wachen mit Todesfälle. Emanuel Vogt vermerkt: „In Balzers gibt es so viele Schmugglergeschichten, dass man darüber ein eigenes Buch füllen könnte.“ (Vogt, 139-142, 145) Der Historiker Rudolf Goop aus Schellenberg hat solche gesammelt.

### **Bürokratische Finanzbehörden**

Eines war offensichtlich: Im Jahr 1919 gelang es nicht, das Schmuggelunwesen einzudämmen. Eine Ursache war, dass der neuen Vorarlberger Landesregie-



zung nach ihrem lediglich „provisorischen“ Beitritt zur Republik Österreich die Hände gebunden waren - der Kampf gegen den Schmuggel war nämlich nach wie vor Sache der staatlichen Finanzbehörde bzw. der Finanzbezirksdirektion in Feldkirch, die wiederum der Landesfinanzdirektion in Innsbruck unterstand. „Die Landesregierung hat gar nichts mit den Agenden der Finanz zu tun und kann höchstens beim Staatsamt für Finanzen in Wien Vorstellungen erheben“, klärte das Vorarlberger Volksblatt auf. (VV, 15.10.1919)

In Feldkirch war die „Finanz“ gut vertreten: Es gab die dem Innenministerium unterstehende „D.-Ö. Zensurstelle III“, die nicht nur den Post- und Telegrammverkehr zu überwachen hatte, sondern auch den Transfer großer Vermögen und von Devisen verhindern sollte. Sie bestand aus einheimischen Offizieren und Zivilbeamten, war jedoch personell unterbesetzt und verhielt sich oft schikanös. Der leitende Statthaltereirat in Innsbruck zeigte sich wenig erfreut in „voller Kenntnis der bezüglichen Klagen und Wünsche der Bevölkerung“, gab jedoch im Februar die Zusicherung, dass sich „die Übelstände der Zensurstelle nicht wiederholen werden“. (FA, 30.2.1919)

Nicht viel besser stand es mit dem „D.-Ö. Warenverkehrsbüro, Zweigstelle Feldkirch“, das zusammen mit der Bezirkshauptmannschaft und schließlich der Finanzlandesbehörde den Warenexport nach Liechtenstein regeln sollte. Das hieß, dass für sämtliche Waren, gleichgültig ob ausfuhrfrei oder nicht, eine Bewilligung eingeholt werden musste, welche letztlich von der Bezirkshauptmannschaft abhing. Seit dem 1. September 1919 war Liechtenstein nämlich

zum Zollausland erklärt worden. Für die Ansuchen gab es an den Grenzstellen „amtliche Formulare“, die beim Warenverkehrsbüro einzureichen waren. Die Betroffenen bezichtigten „das Büro“ eines „schikanösen Bürokratismus, wo sogar der jüdische Wind aus allen Amtswinkeln“ pfeife. (FA, 3.9.1919; 11.9.1919)

### **Gendarmerie, Offiziere und Heimatwehr im Einsatz**

Da die Finanzbeamten zu einer effektiven Überwachung der Grenzen nicht ausreichten, wurde im Sommer 1919 zusätzlich die Gendarmerie zur Schmugglerbekämpfung eingesetzt. Bei den meist „alten“ Beamten stieß dieser Dienst jedoch auf Ablehnung: „Jetzt aber würdigt sich der Gendarm zum Finanzherab, dadurch wird die früher so geachtete Gendarmerie ihr früheres Renommee unfehlbar verlieren.“ (FA, 23.8.1919)

Zu ihrer Verstärkung wurden schließlich vom Staatsamt für Heereswesen 250 Offiziere aus Innerösterreich zum Grenzschutz nach Vorarlberg abkommandiert. Freiwillig scheint ihre Versetzung in den Westen nicht erfolgt zu sein, denn bei Ablehnung wurde ihnen mit der „Gefahr ihrer Pensionierung“ gedroht. Bei der Bevölkerung stieß diese Maßnahme auf helle Empörung, und der Feldkircher Anzeiger kommentierte mit Hinweis auf eine ähnliche Maßnahme während des Ersten Weltkrieges: „Die Erinnerung an die Zensur und die Grenzbesetzung und die Drangsalierung der Bevölkerung ist noch zu lebendig, um gutes zu erwarten.“ Man befürchtete vor allem die Lebensmittelversorgung des Militärs durch die Stadt, die ohnedies an Nahrungsmangel litt. Die Finanzdirektion in Feldkirch

beruhigte jedoch und versprach eine Vergütung der betroffenen Gemeinden durch die Landesregierung. Die abkommandierten Offiziere sollten Respekt verbreiten: Die Landesregierung drohte nämlich, dass die Überwachungsorgane „im äußersten Falle auch die Befugnis zum Waffengebrauche haben“. Sie bat gleichzeitig, man sollte den Offizieren den Dienst nicht erschweren, da sie „zu einem hohen Prozentsatz in mehr oder minder starkem Grade invalid befunden wurden“. (VV, 21.8.1919; FA, 19.7.1919)

Doch Feldkirchs Bürger hatten bereits vorgesorgt und Privatinitiativen ergriffen, um die Grenze zu Liechtenstein und zur Schweiz am Rhein vor Schmugglern zu sichern. Sie gründeten im April 1919 einen „Ordnungsrat“ aus allen politischen Parteien bestehend - daraus entwickelten sich die späteren Heimatwehren. Dieser setzte sich umfassende Ziele, versprach „Ruhe und Ordnung“ aufrecht zu erhalten, wollte vor allem bolschewistische (revolutionäre) Einflüsse bekämpfen, Preissenkungen für Lebensmittel und Konsumgüter überwachen und den Schleichhandel unterbinden. (FA, 12. und 19.4.1919)

Unterstützung fand die Heimatwehr durch die bereits im November 1918 von Landeshauptmann Otto Ender gegründete einheimischen „Armee“ mit ihren „Volkswehrmännern“. (Wanner 2010, 144 f) Diese nahmen bisweilen ihre Aufgabe durchaus ernst: An der Liechtensteiner Grenze in Tisis wurde der Ankommende im Beisein von Finanzern „von oben bis unten abgegriffen und abgetastet, ob er nicht etwa eine Wurst oder sonst etwas zum Essen bei sich habe“.

## **Geldstrafen und Arrest**

Da selbst Finanzbeamte, Volkswehrmänner und Eisenbahnbedienstete aus Vorarlberg am Schmuggel beteiligt waren, wurden meist nur „ungeschickte“ Täter dinghaft gemacht - Jugendliche, Frauen und Bauern vor allem aus Ruggell, Schellenberg und den Parzellen Nofels, Fresch und Hub. In diesem Grenzraum verliefen die „beliebtesten“ Schmuggelwege: Ein solcher führte von Schellenberg über Fresch und weiter nach St. Wolfgang (Tosters) via Tisner Ried oder Breiter Wasen nach Feldkirch. Beliebte war auch der Grenzfelsen Gantenstein am Schellenberg, wo die Waren aus Liechtenstein an Seilen nach Tosters heruntergelassen wurden. Aber auch die offiziellen Grenzstellen wurden aufgesucht, da manche Grenzwächter bestechlich waren. (Büchel, 8)

Die Folgen für aufgegriffene Schmuggler waren Geldstrafen und/oder Arrest, aber es gab auch die Möglichkeit, falls Liechtensteiner Bürger, sich um „Schonung“, um Strafnachlass an die Fürstliche Regierung in Vaduz und an den Landesverweser zu wenden - doch meist mit wenig Erfolg!

Überwiegend entschieden sich die Schmuggler für Geldstrafen. Welche ökonomische Bedeutung diese für Angeklagte besitzen konnten, zeigt folgender Vergleich: Nach heutigen Berechnungen entsprach eine Krone ungefähr zwei Euro. Das mittlere Pro-Kopf-Jahreseinkommen betrug in Tirol und Vorarlberg zu Beginn des Weltkrieges ca. 700 Kronen. (Die Krone war 1919 freilich schon inflationär). Dazu einige Beispiele: Ein Feldkircher schmuggelte 1 kg Mehl und 3 kg Bohnen. Dafür gab es eine „Ordnungsbuße“ von 40



Kronen. Ein Volkswehrmann aus Tisis hatte 30 kg Kartoffel und 5 kg. Bohnen geschmuggelt – das Strafausmaß betrug 120 Kronen bzw. 5 Tage Haft. (PW)

Mit 50 Kronen büßte der Liechtensteiner Bauer F. J. Wohlwend aus Schellenberg - er hatte das Ausfuhrverbot für Kartoffeln missachtet. Auf der Fahrt zu seinem Feld im Vorarlberger Ortsteil Nofels-Fresch hatte er sich „mit besonderer List ins Werk gesetzt“ - er verbarg nämlich zwei Kartoffelsäcke unter einer Fuhre Mist, wurde jedoch beim Abladen erwischt. (PW)

Glück im Unglück hatte Frau Berta K. aus Feldkirch. Sie wurde mit einem Laib Brot und 2 ¼ kg. Bohnen aufgegriffen, von einem eifrigen Liechtensteiner Grenzbeamten angezeigt und sollte eine Geldstrafe von 20 Kronen bezahlen. Da sie „Rekurs“ ergriff, verursachte die Angelegenheit einen aufwändigen Aktenverkehr. Die zuständige politische Instanz Liechtensteins in Wien reduzierte schließlich das Strafausmaß auf 10 Kronen, weil „durch ihre vermögensrechtliche Unselbständigkeit eine weitgehende Milde gerechtfertigt werden kann“. (PW)

Gute Verdienste ließ sich mit Butter machen: Es entstand dies- und jenseits der Grenze eine kleinräumige „Buttermafia“. Butter wurde über „Mittelsmänner“ in Rucksäcken nach Feldkirch gebracht und in Geschäften angeboten. J. Büchel aus Ruggell hatte jedoch Pech, er wurde einem uniformierten Volkswehrmann vor dem Laden der Firma Furtenbach in der Marktgasse angezeigt. Bei der Vernehmung äußerte er sich, „es sei ihm gleich, wenn er von der hiesigen Behörde (Staatsanwaltschaft in Feldkirch) gestraft wird, nur möchte er nicht, dass die

fürstlich- liechtenst. Landesregierung hievon Kenntnis erlange, weil er dort sonst empfindlich gestraft würde“. (PW) Büchel hatte sich in der Tat seit längerer Zeit mit illegalem Butterhandel beschäftigt, und es hieß, „er soll sich durch die Ausnützung der durch den Krieg verursachten außerordentlichen Verhältnisse (...) ein hübsches Vermögen geschaffen haben“. (PW)

Josef Helbok, Finanzoberaufseher in Bangs, nutzte seine Chance und versuchte 5 kg Mais nach Altenstadt zu schmuggeln. Er ging einem Liechtensteiner Grenzwächter ins Netz. Doch bevor er ergriffen wurde und man sein gesamtes Schmuggelgut und nicht nur der Mais konfiszierte, setzte sich Helbok auf einen Stein und verzehrte in Ruhe das Kilo mitgebrachte Graupen (Nährmittel aus Gersten- und Weizenkörnern) - daher nur 50 Kronen Strafe. (PW)

Der Händler und Bauer G. R. aus Mauren wurde nicht an der Grenze festgenommen, sondern von einem Finanzwachmann am Postamt Feldkirch. Zu dessen Erstaunen trug der Liechtensteiner neben großen Mengen Sacharin auch noch 148.000.- Kronen mit sich. Umgehend kam er in Verwahrungshaft, und man drohte ihm mit Arrest von bis zu zwei Monaten und einer Strafe von 7.314 Kronen, nach heutigem Wert einige tausend Euro!

Nach sechs Tagen Haft war er bereit zu zahlen und führte dafür folgenden Hauptgrund an: Sein „Zellengenosse“ aus Hohenems, mit dem er „Abort und Wohnung“ teilen musste, war nämlich tripperkrank: „(...) gemeinsam mit einem Menschen, der an einer ansteckenden Geschlechtskrankheit leidet und in ein Absonderungshaus gehören würde“,

habe man ihn einer möglichen Anstreckung ausgesetzt. (PW)

Die Finanzbehörden versuchten die Grenzwächter zu strengen Kontrollen zu motivieren, indem sie diesen neben ihrem Lohn auch noch Anteile der aufgefingenen Waren versprachen. Ein Beispiel dafür war ein an der Grenze in Tisis aufgegriffener Devisenschmuggler und Steuerhinterzieher, ein Innsbrucker Rechtsanwalt, mit einer halben Million Kronen. Der Lohn für die beiden Wächter und ihre „Pflichterfüllung“ betrug angeblich je 500 Kronen. (PW)

### **Fernzüge am Bahnhof Feldkirch**

Da man in der benachbarten Schweiz Zentren feindlicher alliierter Agenten und Bolschewisten vermutete, erfolgten während des Weltkrieges in Vorarlberg zahlreiche Reise- und Verkehrsbeschränkungen. Es kam zur Errichtung lokaler Verkehrs-Verbotzonen an den Landesgrenzen und zu restriktiven Grenzkontrollen. Im September 1917 wurde gar die vollständige Sperre des Verkehrs nach der Schweiz verfügt, das betraf auch die Eisenbahn von Feldkirch nach Buchs und die Rheinbrücken. (Dür, 59) Mit dem Kriegsende wurden diese Maßnahmen aufgehoben, und nun fanden in den Fernzügen von Wien bzw. Warschau über Feldkirch in die Schweiz bis nach Paris die wirklich großen Geschäfte und Gewinne von Schmugglern statt. In Feldkirch nannte man den langen und eleganten Zug mit der französischen Trikolore den „Ententezug“, im Volksmund war es der „Lumpazug“ (Gäunerzug). Als in Feldkirch die Zollwachorgane im Juli 1919 eine Kontrolle durchführen wollten, verweigerte ihnen dies kurzerhand der „Zugskommandant“. (VV. 19.7.1919)

Wenn schon nicht im sogenannten „Ententezug“ nach Paris, so hatten Feldkirchs Finanzwach- und Volkswehrleute im „deutschösterreichischen“ Schnellzug zwischen Wien und Bregenz Erfolg: Seit Ende Juli wurden am Bahnhof Feldkirch strenge Kontrollen durchgeführt. Niemand durfte aus dem Zug aussteigen. „Einzelne schuldbewußte Reisende gebärdeten sich widerspenstig und wurden abgeführt. Die Beute an Schmugglerware war ergiebig.“ (VV, 31. 7. 1919)

Im Schnellzug aus Wien, dem „Hofzug Israels“, wurde auch eine Vorarlberger „Bande“ festgenommen, darunter ein Feldkircher. Sie hatte immerhin 126 kg. Silber bei sich. (VV, 19.11.1919) Aber dies waren Kleinigkeiten im Vergleich zu jenen „vier Herren aus Vorarlberg“, die im Schnellzug und in „luxuriöser Kleidung“ eine Million Kronen für geschmuggelte Waren unter sich verteilt hatten. (VV. 27.6.1919)

### **Ein Pfarrer mahnt**

Es gab in Vorarlberg zwei Zeitungen, die sich intensiv mit dem Schmuggel befassten und diesen auch vehement verurteilten. Dazu gehörte der Feldkircher Anzeiger, der selbstbewusst von sich behauptete, „ist (dagegen) seit der Kriegszeit vielleicht kein Blatt im Lande so wiederholt aufgetreten“. Er gestand jedoch ein, dass der gewünschte Erfolg ausgeblieben sei. Dies sei begreiflich, „wenn selbst unter den Augen der berufenen Stellen der Schleichhandel sozusagen gutgeheißen wird; wie wäre sonst heute in Feldkirch ein Wirt im Stande, ein Mittagmahl für 60-70 Personen zu stellen, ohne die Waren im Schleichhandel zu erwerben ???!“ (FA, 4.10.1919)



Im Allgemeinen beurteilte die Bevölkerung das Schmuggeln nicht als kriminell oder unsittlich, es war eine „Kavaliersdelikt“, weil es in den meisten Fällen der Versorgung mit lebensnotwendigen Gütern diene, die auf dem legalen Markt nicht zu erhalten waren.

Der Lokalzeitung zur Seite stand das auflagenstarke christlichsoziale „Vorarlberger Volksblatt“ und in diesem tat sich vor allem ein „Feldkircher“ hervor, der vom Oktober bis Dezember 1919 ausführlich auf Titelseiten und kämpferisch das Schmuggelunwesen beschrieb, analysierte, einer scharfen Kritik unterzog und auch die entsprechenden Verursacher nannte. Seine Ausführungen wurden auch im „Liechtensteiner Volksblatt“ widergegeben.

Der Mann hieß Gebhard Wendelin Gunz (1881-1956). Er war in Götzis geboren, studierte am staatlichen Gymnasium in Feldkirch und entschloss sich zum Theologiestudium in Brixen. 1914 meldete er sich freiwillig zum Kriegsdienst und wurde als Feldkurat mit mehreren Verdienstzeichen und Orden ausgezeichnet. Im Februar kam er als Pfarradministrator nach Feldkirch und wurde 1922 zum Pfarrer von Tisis geweiht. Er wird als „volkstümlich und volksverbunden“ beschrieben, mit „unbestechlicher Wahrheitsliebe und Offenheit“, und machte sich auch als Bergsteiger und Heimatforscher einen Namen. (Volaucnik, 143-160)

Gunz bezeichnete Schmuggel, der vor seinen Augen abliefe, als „landesüblichen Unfug“. Ja noch mehr, er ließ in einem Volksblatt-Artikel vom 30. November aufhorchen: „An allen Grenzen wird zwar geschmuggelt, aber an keiner Grenze der Welt wird ein Volk und Vater-

land so sehr schädigender Schmuggel in so rücksichtsloser Weise betrieben, wie an der vorarlbergisch-schweizerischen Grenze.“ Das ging einigen Lesern doch zu weit, und am 5. Dezember erfolgte die Replik eines anonymen Schreibers: „Herr Pfarrer Gunz hat nach Form und Inhalt über das Ziel hinausgeschossen.“ Die Mehrzahl der Schmuggler seien keineswegs „bodenständige“ Vorarlberger, das widerspräche dem „zähen Alemannentrotz“, das Vorarlberger Volk sei zu „gesund, um solche Fäulnis in sich hineinfressen zu lassen“. In Vorarlberg herrschten noch Gottesfurcht, gute Sitten, deutsche Ehrlichkeit und Treue, Biederkeit und Nüchternheit. (VV, 5.12.1919)

Gunz hatte jedoch von allem Anfang an betont, dass er mit seinen Anklagen nicht den „kleinen persönlichen Schmuggel“ von Einheimischen um ein Paar Zigaretten oder Schuhe meinte, sondern den „Erwerbszweig“, der letztlich der „Vergnügungssucht, der Weichlichkeit und dem Luxus“ diene. Gunz rechtfertigte sich auch damit, dass er das Schmugglerunwesen selbst erlebt habe und diesem persönlich nachgegangen sei: „Habe ich auf Weg und Steg, auf Bahnsteig und im Zug, in Geschäften und auf der Straße die Auswüchse des Schmugglerunwesens absichtlich beobachtet und gewissermaßen studiert, bis ich schließlich die sittliche Verpflichtung in mir fühlte, dagegen offen einzutreten, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, was andere über mich denken, sagen und schreiben, ohne auch noch ärgere Möglichkeiten lange zu bedenken.“ (VV, 16.12.1919)

Und an anderer Stelle: „Nur Liebe zum Volke, nicht Haß oder Brotneid hat mir das scharfe Messer in die Hand ge-

drückt, dieses Geschwür zu öffnen.“ (VV, 10.10.1919)

Der streitbare Geistliche berichtete von „Millionen“ österreichischer Kronen, von verschobenen Wertpapieren und Gold- und Silbermünzen, die illegal über Vorarlberg in die Schweiz gebracht würden und dadurch dem österreichischen Staat unermesslichen wirtschaftlichen Schaden zufügten. Für ihn war dies „Verrat am Volke“. Schmuggler und Schieber seien „Verräter am Wohlstand des Volkes“.

Schmuggel verdarb offensichtlich den Charakter: Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit werde schwer geschädigt, ebenso die Gottes- und Nächstenliebe. Es schwinde jede Rücksicht gegen Staat, Volk und Vaterland. Arbeitsscheu und eine schreckenenerregende Verschwendungssucht, welche zum Sinken der Sittlichkeit führe, werde gefördert. Er, Gunz, habe beispielsweise mit eigenen Augen gesehen, wie in Dornbirn in einem Gasthaus ein wackeliger Tisch mit zusammengelegten Hundertkronennoten unterlegt wurde, wie ein einziger Spieler 70.000 Kronen verloren habe und mit einem Zweispänner nach Hause fuhr. Ein Lustenauer habe einem „Weibsbild“ der Exl-Bühne (Tiroler Theatergruppe mit Volks- und Bauernstücken) gar einen „Zehntausender“ geschenkt. (VV, 8.10.1919)

Wenn auch in den Vorarlberger Gefängnissen 70 % der des Schmuggels Angeklagten Einheimische seien, waren die „Oberschmuggler“ für ihn „ausnahmslos lands- und rassenfremde“: „Nur die Juden, welche als Oberausbeuter des Volkes auch hier ihre Hand im Spiel haben, dürfen mich ruhig als Feind betrachten.“ (VV, 10.10.1919) Es sei ihm

bekannt, „daß Dutzende und Dutzende von Juden mit jedem Schnellzug die österreichisch-schweizerische Grenze überschreiten“. Er sehe täglich solche „Ohrfeigengesichter“, diese „Abart von Geschäftsjuden“. Gunz räumte freilich ein: „Ich will ja nicht verallgemeinern, es gibt auch ehrliche jüdische Geschäftsleute und - christliche Juden.“ (VV, 16.12.1919)

Mit seinem Antisemitismus war der Pfarrer jedoch nicht allein, er war in Vorarlberg ein allgemeines Phänomen: Juden hielt man für die „wahren Kriegsgewinner“ und gar für die Schuldigen am militärischen Zusammenbruch der Monarchie. (Wanner 2010, S. 156 f)

### **Schmuggel geht weiter**

Ob die mahnenden Worte des streitbaren Pfarrers Gehör fanden, lässt sich statistisch nicht nachweisen. Im Frühjahr 1920 hielt auf jeden Fall das Schieber- und Schmugglerwesen noch an, was dazu führte, dass die Feldkircher Polizei in Hotels und Gastwirtschaften Razzien durchführte. Sie erzielten „erfreuliche Erfolge“ - dabei wurden unter anderem wegen Übertretung der Devisenverordnungen 151.000 Kronen beschlagnahmt. Eine Hauptursache für die meisten dieser Übel sah der Feldkircher Anzeiger „vor allem in der Entwertung unseres Geldes - die Krone ist ja fast wertlos - damit hängen alle anderen Übel zusammen“. (FA, 24.1.1920) Ein weiteres Problem war der österreichisch-liechtensteinische Handelsvertrag vom 1. Mai 1920. Er sicherte im Artikel 1 die grundsätzlich vollständige Handelsfreiheit zu. Die Folge waren „maßlose Hamsteraufkäufe“ durch Liechtensteiner vor allem in Feldkirchs Geschäften und auf Märkten. Die Vorarlberger





Landesregierung unter Otto Ender griff ein und erklärte durch eine rechtlich fragwürdige Verordnung im November 1920 ein gänzlichliches Warenausfuhrverbot nach Liechtenstein. Es musste einen Monat später wieder aufgehoben werden. (Wanner 1973, 85-91)

Trotz Handelsfreiheit wurde geschmuggelt: Beispielsweise wurde über die Tisener Grenze „eine erkleckliche Anzahl von Mäusen hereingebracht“, um sie in Liechtenstein gegen Schweizer Rappen (Währungseinheit) zu verkaufen. „Jetzt fehlt nur noch der Heimatschein oder das Gemeindesiegel auf jeder Maus.“ (LV, 24.9.1920)

Dass sich unter diesen tristen Verhältnissen kein neuartiges Österreichbewusstsein entwickeln konnte, lag auf der Hand. Stattdessen strebte die Bevölkerung Vorarlbergs am Höhepunkt des Schmugglerunwesens im Jahr 1919 einen Anschluss an Deutschland (Schwaben) und vor allem an die Schweiz an. Der deutschnational eingestellte Feldkircher Anzeiger war gegen die Schweiz, gegen das „verjudete Wien“ jedoch für die „großdeutschen Brüder“.

## Quellenangaben

Büchel, Stephanie: *Das Schmuggelwesen zwischen dem Fürstentum Liechtenstein und Österreich in den Jahren 1917 bis 1924*. Seminararbeit Universität Freiburg i. Ü. Ruggell 2012

Dünser, Christof: *Das Fürstentum Liechtenstein und seine Beziehungen zu Österreich-Ungarn*. In: Wanner, Gerhard (Hg.): *1914-1918. Vorarlberg und der Erste Weltkrieg*. Lochau 1989. S. 206-214

Dür, Alfons: *Reise- und Verkehrsbeschränkungen in Vorarlberg während des Ersten Weltkrieges*. In: Montfort 216, Bd.1. S. 45-65

Goop, Rudolf: *Menschen am Schellenberg. Kirche, Schule, Arbeitswelt und Handwerk*. Bd. 3. Wien 2011. S. 217-229

Hager, Arthur: *Aus der Zeit der Zoll- und Wirtschaftsunion zwischen Österreich und Liechtenstein von 1852-1919*. In: *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein*, Bd. 61. Vaduz 1961. S. 25-58

Kirisits, Stefan: *Lebensmittelversorgung*. In: Wanner, Gerhard (Hg.): *1914-1918. Vorarlberg und der Erste Weltkrieg*. Lochau 1989. S. 98-108

Ospelt, Alois: *Liechtenstein im österreichischen Zollverband (1852 bis 1919)*. In: *Kulturinformationen Vorarlberger Oberland 1*, 1989. S. 9-25

Quaderer, Rupert: *Das Kriegsende 1918 in Liechtenstein und seine Auswirkungen*. In: *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein*, Bd. 108. Vaduz 209. S. 11-58

Quaderer-Vogt, Rupert: *Bewegte Zeiten in Liechtenstein 1914 bis 1926*. Bd. 1. Zürich 2014, S. 455-469

Vogt, Emanuel: *Mier z Balzers. Lebensart*. Vaduz 1998. S. 129-146

Volaucnik, Christoph: „Zimparfarrer“. Gebhard Wendelin Gunz. In: Manfred A. Getzner (Hg.): *Burg und Dom zu Feldkirch*. Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 50. S. 143-160

Wanner, Gerhard: *Die Auswirkungen der Kündigung des österreichisch-liechtensteinischen Zollvertrages auf die vorarlbergisch-liechtensteinischen Beziehungen 1919 und 1924*. In: *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein*, Bd. 73. Vaduz 1973. S. 62-109

Wanner, Gerhard: *Vorarlberg zwischen „Schweizer Hoffnung“, Hungersnot und „Bolschewistenfurcht“ (1918/19)*. In: *Österreichische Forschungsgemeinschaft (Hg.): Studien zur Zeitgeschichte der österreichischen Länder 1. Demokratisierung und Verfassung in den Ländern 1918-1920*. St. Pölten 1983. S. 91-117.

Wanner, Gerhard: *Vorarlbergs Beziehungen zur Schweiz während des Ersten Weltkrieges*. In: *Allgäuer, Robert (Hg.): Grenzraum Alpenrhein. Brücken und Barrieren 1914-1938*. Zürich 1999. S. 9-37

Wanner, Gerhard: *Geschichte der Stadt Feldkirch 1914-1955*. Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 39. Feldkirch 2000. S. 9-15

Wanner, Gerhard: *Welche Freiheit suchten sie? In: Natter, Tobias (Hg.): „Kanton Übrig“. Als Vorarlberg zur Schweiz gehören wollte*. Ausstellungskatalog. Vorarlberger Landesmuseum. Bregenz 2008. S.78-96.

Wanner, Gerhard: *Die Anfänge des selbstständigen Vorarlberg 1918*. In: *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein*, Bd. 108, Vaduz 2009. S. 59-90

Wanner, Gerhard: *Das Elend der jungen Republik. Vorarlberg im November/Dezember 1918*. In: *Bündner Monatsblatt*, 2/2010. S. 142-165

FA: *Feldkircher Anzeiger*  
 ON: *Oberrheinische Nachrichten*  
 LV: *Liechtensteiner Volksblatt*  
 VT: *Vorarlberger Tagblatt*  
 VV: *Vorarlberger Volksblatt*  
 PW: *Privatarchiv Gerhard Wanner (Akten: Gendarmepostenkommando Feldkirch, Bezirkshauptmannschaft Feldkirch, Staatsanwaltschaft Feldkirch)*

# Sozioökonomische Folgen des Zusammenbruches der Österreichisch-Ungarischen Monarchie auf Feldkirch, 1918-1923

*Mag. Helene Malin - Oberhammer*

## **A Wirtschaftsdepression in der Republik Deutsch-Österreich**

## **B Die Stadt Feldkirch in der Krise**

### **1 Politischer Wandel und Zukunftssängste**

### **2 Städtische Verwaltung**

Kommunaler Haushalt kaum planbar, Städtische Einrichtungen als Finanzquelle

### **3 Ernährung**

Feldkirch in „dumpfer Verzweiflung“, Galoppierende Inflation und der „Mittelstand“, Schweizer und Liechtensteiner Hamsterkäufe, Milch eine Seltenheit, Belastungen

durch Flüchtlinge, Auslandshilfe und schlechte Kartoffelernten, Lebendvieh und Büchsenfleisch, Schrebergärten lindern die Not

### **4 Energieversorgung**

Gasmangel durch Kohleknappheit, Zunehmende Elektrifizierung und „Heiznot“, Torf und Briketts als Energiealternative

### **5 Soziale Lage**

Öffentliche Förderung mildert Wohnungsnot, Maßnahmen gegen Arbeitslosigkeit, Karitative Vereine, Frauen und Auslandshilfe, Kinder im Elend

### **6 Konjunkturaufschwung**

Der zeitliche Rahmen der Untersuchung ist nicht zufällig gewählt. Der Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie führte Ende 1918 zu weitgehenden negativen Auswirkungen für Österreich und Vorarlberg - es folgte eine Wirtschaftsdepression. 1922 zeigten sich die ersten Lichtblicke zu einer Besserung: Österreich erhielt durch die Genfer Anleihe 650 Mio. Goldkronen, wodurch der Währungsverfall abrupt beendet wurde - eine Folge war 1924 die Einführung der stabilen Schillingwährung. Bereits im August 1923 hat-

ten Vorarlbergs Arbeitgebervertreter verlautbart, dass die wirtschaftliche Lage in Vorarlberg „nicht ungünstig“ sei. Die Produktivität der Textilindustrie lief wieder an und näherte sich dem Vorkriegsniveau, auch sei die Arbeitslosigkeit geringer als in anderen Bundesländern. Es herrschte bald Mangel an Arbeitskräften, als 1924 die Kraftwerksbauten im Klostertal und Montafon einsetzten und Feldkirch seine Infrastruktur ausbaute. (Feurstein, 31 f)



kämpfen: Beispielsweise war die landwirtschaftliche Erzeugung im Erntejahr 1918 um die Hälfte zu jener des Jahres 1913 zurückgegangen. Somit stellte sich die Beschaffung selbst der allernotwendigsten Lebensmittel als großes, kaum zu lösendes gesamtstaatliches Problem dar. Die landwirtschaftliche Produktion war nie besonders groß und auch nicht in der Lage, Ernährungsgengpässe bewältigen zu können. Sie konnte den Inlandsbedarf nicht decken. Vorerst bestand in dieser trostlosen Lage auch keine Aussicht auf baldige Besserung. Der Übergang von der militärisch orientierten Kriegswirtschaft zur Friedens- und Konsumgüterwirtschaft vollzog sich nur schleppend, und weiterhin wurde an der zentralen Bewirtschaftung der wichtigsten Nahrungs- bzw. Lebensmittel festgehalten.

### **A Wirtschaftsdepression in der Republik Deutsch-Österreich**

„Je länger der Krieg dauerte, desto deutlicher zeichnete sich die Unmöglichkeit eines militärischen Sieges der Mittelmächte ab. Hunger und Entbehrungen aller Art schwächten die Widerstandskraft der Bevölkerung.“ (Tremel, 375).

Im November 1918 kam es zum Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und zum Kriegsende. Die Bevölkerung, die sich das Kriegsende sehnlichst herbeigewünscht hatte, konnte sich jedoch nicht über den Frieden freuen, denn die Sorgen um die Zukunft lasteten zu schwer auf ihr. Als Besiegter stand Österreich vor den Trümmern der gesamten Volkswirtschaft.

Die junge Republik Deutsch-Österreich hatte mit Schwierigkeiten aller Art zu

Erst Ende 1922, Anfang 1923, nachdem sich der Wert der Krone als der damals noch gültigen österreichischen Währung einigermaßen gefestigt hatte, konnte die zentral gesteuerte Zwangsbewirtschaftung gemildert und schließlich beendet werden. Im Jahr 1923 begann der sanfte Anstieg der Konjunktur.

Schlimm war es um die Finanzlage des Gesamtstaates bestellt: Die Kassen waren leer. Die Einfuhren überstiegen bei Weitem die Ausfuhren. Beinahe der gesamte Bedarf an Kohle, textilen Rohstoffen und ein großer Teil an Getreide, Fett und Fleisch mussten eingeführt werden. Dagegen hatte man nur wenige Produkte, die in größeren und gewinnbringenden Mengen ausgeführt werden konnten - so ferne sie nicht für den heimischen Konsum benötigt wurden.

Dazu kam, dass österreichische Waren auf dem Weltmarkt schwieriger

zu verkaufen waren als in der Zeit vor 1918. Manche früheren Absatzgebiete Österreichs waren verloren gegangen oder noch verschlossen. Zudem hatten viele Staaten die Einfuhrzölle erhöht oder Schutzzölle eingeführt. Die Erzeugungskosten für Warenexporte mussten deswegen von vornherein niedrig gehalten werden, um trotz der Zölle und Frachtkosten überhaupt konkurrenzfähig produzieren zu können. Die volkswirtschaftliche Produktivität war generell gering, und die Arbeitslosigkeit stieg zwischen 1920 und 1923 rasant an. Sie wurde zum Massenphänomen mit all den negativen sozialen Folgen.

Außerdem schuldete die österreichische Staatsverwaltung der Österreichisch-Ungarischen Bank bei Kriegsende rund 27 Milliarden Kronen. Die Vorgängerin der späteren Österreichischen Nationalbank deckte die Geldbedürfnisse durch die inflationäre Ausgabe von Banknoten. Das österreichische Zahlungsmittel „Krone“ verlor dadurch auf den internationalen Geldmärkten ständig an Wert. Mit dem fortlaufenden Wertverlust der Krone war auch ein stetes Steigen der Preise verbunden. Die Löhne hielten mit diesem Preisanstieg jedoch nicht mit. (Sandgruber, 154-158)

„Ihr Kurs stand vor dem Krieg auf der Züricher Börse auf 112,5 Schweizer Rappen, am 30. Juni 1920 nur noch auf 3,9 Schweizer Rappen mit Tendenz nach unten. Bei diesem Verfallstempo war jede Kalkulation sinnlos, die Budgets des Staates und der Bundesländer wiesen ständig Lücken auf, die nur durch die Inanspruchnahme der Notenpresse zu decken waren.“ (Tremel, 375).

Auch im Energiesektor sah sich die Republik großen Problemen ausgesetzt:

Die reichen Steinkohlenlager in der alten Monarchie in Böhmen und Schlesien standen nicht mehr zur Verfügung. Die heimischen Braunkohlenlager waren unzureichend, ganz abgesehen vom geringeren Heizwert. Anfänglich fehlte auch das Kapital, um durch Investitionen in Richtung technischer Verbesserungen eine höhere Förderleistung erzielen zu können. Einen gewissen Ersatz für die fehlende Kohle bot die Elektrizitätswirtschaft. Sie konnte allerdings wegen Kapitalmangels viel zu wenig und zu langsam vorangetrieben werden. (Sandgruber, 346)

## **B Die Stadt Feldkirch in der Krise**

### **1 Politischer Wandel und Zukunftsängste**

Anfang November 1918 begann in Feldkirch als Folge der sich auflösenden Monarchie und ihrer Armee „die ordnungslose, die schreckliche Zeit“: „Das war ein Menschengewoge, ein Schreien und lautes Treiben. Frauen und Mädchen in der Mehrzahl, daneben Militär. Die Soldaten ohne Seitengewehr – meist auch von der Mütze die Kokarde entfernt (...).“ Die Straßen waren von Kraftwagen und Karren überflutet. Dazwischen zogen die Heimkehrer in die Stadt ein, „zum größten Teil unterernährt und krank – verbittert und mißgestimmt“. Viele Feldkircher gaben die Schuld der ehemaligen Monarchie, dem Adel und „den Juden“. (Wanner 1983, 103)

Das Bürgertum fühlte sich bedroht, als 1919 im benachbarten Bayern eine bolschewistische Räterepublik nach dem Muster der Sowjetunion entstand. Selbst in Vorarlberg und in Feldkirch bildeten sich nach ähnlichem Muster sogenannte basisdemokratische „Soldaten, Bauern-



*Bürgermeister Franz Unterberger*

und Arbeiterräte“ und in der Stadt im November 1918 gar ein „Gendarmerierat“, der „endlich die reaktionären Vorschriften“ aus der Zeit der Monarchie abschaffen wollte. (Wanner 1983, 103)

Dann zogen erstmals die Sozialdemokraten, die bei den Gemeindewahlen im Mai beachtliche 19 % der Stimmen erlangt hatten, in die Gemeindevertretung ein. Ihnen schien man nicht zu trauen, streikten doch im Jänner 1919 an die hundert Eisenbahner vor dem Landesgericht gegen die Zensur einer Propagandaschrift durch die Staatsanwaltschaft. „Nieder mit der Reaktion. Nieder mit dem alten System“, waren die Parolen. Das bürgerliche Lager machte Feldkirchs Sozialdemokraten jedoch „salonfähig“, indem sie in die Gemeindegewerkschaften, vor allem in das Sozialwesen, miteinbezogen wurden. (Wanner 1983, 105 f) Ihre Position wurde zusätzlich dadurch gestärkt, dass im Juni 1919 in Feldkirch die Vorarlberger Arbeiter- und Angestelltenkammer unter sozialdemokratischer Führung gegründet wurde. Ihre erste Sitzung fand im Rathaus statt. (Wanner 1977, 20-22)

Die Deutschnationalen und Christlichsozialen sahen die „bürgerliche Ordnung“ in Gefahr und gründeten im April 1919 den sogenannten „Ordnungsrat“, aus dem später die Heimwehren hervorgingen. Es gab daneben auch die freiwillige „Volksmiliz bzw. Volkswehr“, die etwa die Grenzen zu Liechtenstein und zur Schweiz und die Lebensmittellager am Bahnhof in Levis überwachte. (Volaucnik 2009, 61)

Das Bürgertum war ideologisch gespalten, wenn es um die Zukunft ging, welche die Republik nicht gewährleisten konnte. Dies äußerte sich besonders in der „Anschlussthematik“: Die Anschlussbestrebungen an die Schweiz fanden in Feldkirch keine allzu große Zustimmung: Während die landesweite Volksabstimmung am 11. April 1919 für einen Anschluss an die Schweiz im Vorarlberg-Durchschnitt 80,6 % ergab, lag sie in Feldkirch lediglich bei 57,3 %. Die Deutschnationalen, zahlreiche Christlichsoziale, selbst ihr Bürgermeister Franz Unterberger (1914-1920), und die Handelskammerführung waren Befürworter des „Schwabenkapitels“ und somit für einen Anschluss an Deutschland. Dazu gehörte auch der einflussreiche Pfarrer Gebhard Wendelin Gunz aus Tisis. Protestversammlungen der Deutschnationalen im Saalbau beklagten den „Volksverrat“ und diese schlossen jeweils mit dem Absingen „Deutschland, Deutschland über alles“. Ihnen zur Seite stand mit kräftiger Propaganda der „Feldkircher Anzeiger“. (Wanner 2000, 105-109; Feurstein, 27 f)

In diesen schwierigen Jahren übernahm der 1870 in Kärnten geborene Franz Unterberger 1914 das Amt des Bürgermeisters. Er war überzeugter Christ-

lichsozialer, und zu seiner Tätigkeit hieß es: „Immer und überall erging der Ruf an den Bürgermeister, und immer und überall war er am Platze, ohne Rast und Ruhe, zu jeder Stunde an einem anderen Orte, sich selbst nur wenig Erholung gönnend (...) und sein Herz hing an den Leiden und Sorgen der Bürger.“ (Wanner 2000, 132) Er besaß das Vertrauen sämtlicher politischen Parteien, die ihm 1919 die Ehrenbürgerschaft verliehen. Es kam der Stadt sehr zugute, dass Unterberger 1921 zum Vizepräsidenten der Handelskammer ernannt wurde und dass seine Partei, die Christlichsozialen, in der Gemeindevertretung die absolute Mehrheit besaßen und damit auch rasche Entscheidungen treffen konnten. Seinen Wahlerfolg verdankte er größtenteils Feldkirchs Frauen, die zum ersten Mal in der Geschichte wählen durften und meist konservativ-katholisch eingestellt waren. (Wanner 2000, 120 f; Vallaster, 227 f)

Sein Nachfolger wurde 1920 der 1878 geborene Kaufmann Anton Gohm. Seine Amtszeit erlebte ab 1923 den Aufschwung der Wirtschaftskonjunktur, und diese war durch kräftige städtische Investitionen und Projekte gekennzeichnet: 1923/24 erfolgten die Illschluchterweiterung, der Beginn der Errichtung von Klein- und Mittelstandswohnungen an der Gilmstraße und 1925 als Krönung der Zusammenschluss mit den Nachbargemeinden zu „Groß-Feldkirch“. (Vallaster, 228 f)

## 2 Städtische Verwaltung

Kommunaler Haushalt kaum planbar  
Als der christlichsoziale Bürgermeister Anton Gohm 1921 sein Amt aus den Händen von Franz Unterberger übernahm, zählte Feldkirch 4.395 Einwoh-

ner, davon 2.108 weiblichen Geschlechts. Sie verteilten sich auf 883 Parteien in 349 bewohnten Häusern, unbewohnt waren 23 Gebäude. In Kriegsgefangenschaft befanden sich 11 Personen. Mit 1,3 km<sup>2</sup> war Feldkirch die kleinste Gemeinde Vorarlbergs, die Nachbargemeinde Altenstadt mit 5.724 Einwohnern umfasste dagegen 24,6 km<sup>2</sup> und besaß somit große Agrarflächen und bäuerliche „Selbstversorger“. (FA, 21.2.1920)

Bürgermeister Unterberger unterstützten sechs Stadträte, unter denen im Jahr 1919 Anton Gohm den Hilfs-, Minderbemittelten- und Sammelausschuss leitete. Karl Winter war für das Armenwesen zuständig und der Sozialdemokrat Alois Fritz für die Wohnungsfürsorge. Neben diesen Sozialagenden gab es einen eigenen „Gemeinde-Wirtschaftsrat“. Er war auf acht Gruppen aufgeteilt und vor allem für die spezielle Nahrungsmittelversorgung- und Verteilung zuständig, so etwa eigens für Brot, Mehl, Käse, Fett, Fleisch, Milch, Kartoffel, Obst und Gemüse. (FA, 19.7.1919) Von ihnen hing bis in das Jahr 1921 das existentielle Wohl der meisten Bewohner von Feldkirch ab. Die Stadtverwaltung wiederum litt unter den hohen sozialen Ausgaben.

Die finanzielle Lage der Stadt Feldkirch war enorm schwierig, denn die Einnahmen standen in einem höchst ungleichen Verhältnis zu den immer größer werdenden Anforderungen und Leistungen, welche zu erbringen waren. Die Einnahmen aus Zuschlägen auf die staatlichen Steuern wurden durch die Geldentwertung vom Zeitpunkt der Vorschreibung bis zum Zeitpunkt der Einzahlung so entwertet, dass sie für die Bedeckung der immer mehr anwachsenden Ausgaben nicht mehr ausreichten. Deswegen wurden verschiedene



*Städtisches Sägewerk in der Felsenau*

## Städtische Einrichtungen als Finanzquelle

Die städtischen Einrichtungen waren für den Stadthaushalt eine große Stütze. Dank der ergiebigen Einnahmen aus dem städtischen Forstbetrieb, aus den Stadtwerken und dem Lagerhaus konnte das Auseinanderklaffen zwischen Ausgaben und Einnahmen in Maßen gehalten werden. Obwohl auch diese Einrichtungen die wirtschaftlichen Krisen zu spüren bekamen, fand man durch diverse kleine Umstellungen und Abänderungen immer wieder Möglichkeiten zu einer Gewinnoptimierung.

neue Einnahmequellen gesucht und auf gesetzliche Weise geregelt bzw. fixiert.

Die ertragreichste, neu beschlossene Steuer war die „Kraftabgabe“ für den durch die Stadtwerke Feldkirch an die Haushalte abgegebenen Strom. Sodann wurde eine „Lohnabgabe“ beschlossen. Weitere Abgaben betrafen die Kehrrichtabfuhr, den Betrieb von Fremdenzimmern, die „Lustbarkeitssteuer“ und die Getränkeaufgabe.

Da die Stadt Feldkirch etwas über 4.000 Einwohner zählte – die Eingemeindung fand erst 1925 statt – wurde sie bei den Überweisungen aus Bundesmitteln nicht in jenem Ausmaß berücksichtigt wie Gemeinden mit über 5.000 Einwohnern. (SP, 25.1.1921).

Es wurde für die Stadtverwaltung von Jahr zu Jahr schwieriger, einen verlässlichen Haushalts-Voranschlag auszuarbeiten. Obwohl man die Voranschläge auf den neuesten Preisen und Gehältern erstellte, waren die Zahlen am Tage der Beschlussfassung durch die Teuerung bereits überholt. So konnte ein detailliert ausgearbeiteter Voranschlag höchstens eine Richtschnur darstellen.

Der städtische Waldbesitz, der durch die hohen Holzpreise während des Krieges eine wesentliche Stütze für die städtischen Finanzen gewesen war, brachte nach Kriegsende infolge niedriger Verkaufspreise und höherer Sägekosten geringere Einnahmen. (SP, 19.7.1919) Dieses Missverhältnis führte im Juli 1920 zum Bau des städtischen Sägewerkes in der Felsenau, welches bis Ende August 1920 schon soweit fertiggestellt war, dass mit der Montage der Sägewerksmaschinen begonnen werden konnte. Der gesamte Bau mit den Einrichtungen kostete 191,6 Millionen Kronen. Diese Ausgaben wurden, ohne die Schlägerungen zu überschreiten, aus den laufenden Einnahmen gedeckt. Bis Ende 1923 besaß der Vorrat an Holz auf dem Lagerplatz einen Wert von ca. 320 Millionen Kronen

Die Umstellung der Forste im Saminatal von künstlicher auf natürliche Verjüngung brachte weitere effiziente Veränderung. Dadurch konnten die Pflanzgärten größtenteils aufgelassen werden, was eine bedeutende Betriebsersparnis ergab.

Die städtische Jagd wurde an Ferdinand Schallert aus Nenzing um den damals ansehnlichen Betrag von rund 2.050 Schweizer Franken verpachtet. (SP, 25.1.1924)

Das städtische Lagerhaus konnte während des Krieges durch große Einlagerungen hohe Erträge an die Stadtverwaltung abführen. In der Zeit unmittelbar nach Kriegsende reduzierten sich jedoch die Einnahmen wegen der Warenknappheit. Zudem gab es aus Furcht vor den schwankenden Valutakursen die Handelsmaxime, alle Waren möglichst rasch umzusetzen und nicht zu lagern. Die Waren rollten nun häufig durch die Eisenbahnstation Feldkirch hindurch, ohne das städtische Lagerhaus zu benutzen. Erst ab 1922/1923 mit dem Beginn der Konjunktur wurde das Lagerhaus wieder vermehrt beansprucht, was mit den geänderten Verhältnissen an der Grenze zur Schweiz und mit den billigen Frachtkosten zusammenhing. Ja, es kam manchmal sogar vor, dass größere Transporte infolge Platzmangels gar nicht übernommen werden konnten.

### 3 Ernährung

Feldkirch in „dumpfer Verzweiflung“ Ein zentrales wirtschaftliches und soziales Problem bereitete die Nahrungsmittelversorgung - es zeichnete sich bereits im Winter 1914/15 ab. Um dies in den Griff zu bekommen, wurde ein „Lebensmittelversorgungs-Ausschuss“ gebildet und wurden Bezugskarten ausgegeben. Der gesamte Warenverkehr unterlag einem staatlich gelenkten Verteilungssystem. Bereits 1916 war der Mangel an Lebensmitteln so groß, dass die Stadt eine „Kriegs-Suppenküche“ im Gasthof „Schäfle“ in der Marktgasse

eröffnete. Besucher erhielten kostenlos einen Liter „gute und kräftige“ Suppe. Die Küche bestand bis zum Oktober 1919. (Wolf, 67)

Mangel herrschte vor allem an Kartoffeln, Fleisch und Milch - auf den Böden städtischer Besitzer in den umliegenden Gemeinden weideten lediglich 56 Rinder. Feldkirch hatte somit keine sogenannten „Selbstversorger“. Bei den Bauern der Nachbargemeinden wurden daher Zwangserhebungen durchgeführt, weil die Zulieferung von Milch nur noch aus dem Bregenzerwald erfolgte. Zu Kriegsende im Oktober 1918 hörte schließlich auch jegliche Zufuhr von Getreide und Mehl aus dem Osten Österreichs und aus Ungarn auf. Bürgermeister Unterberger nahm die Versorgung selbst in die Hand und reiste nach München und Berlin, um Lebensmittel aufzukaufen, der Erfolg war gering. Die Rationen auf den Brotkarten mussten daher um 40 % gekürzt werden. (Wanner 2010, 160) Ärmere Leute waren gezwungen, in der bäuerlichen Umgebung Nahrungsmittel zu erbeteln. Die städtischen „Nichtselbstversorger“ organisierten öffentliche Proteste, die sich gegen jene Bauern richteten, die zu hohen Preisen auf dem Schwarzmarkt verkauften. (Wanner 2000, 9-11)

Der Feldkircher Anzeiger klagte im Jänner 1919 an: „Unsere Ernährungsverhältnisse sind heute so schlimm, wie sie während der ganzen Kriegszeit nie waren. Milch ist fast nie, selbst oft für Kinder über 6 Jahren nicht, zu erhalten. Eier sind zu erschwinglichen Preisen nicht erhältlich. Die Mehlquote soll laut Zeitungsnachrichten demnächst auch wieder eine Kürzung erfahren. Fleisch trifft es auf den Kopf 1,20 kg, wovon jedoch die Quote selten zu bekommen





ist. Es kann indessen nicht behauptet werden, dass Viehmangel herrscht; im Bregenzerwald soll nach Berichten mehr Vieh vorhanden sein, als die Futtermittel gestatten. Als seinerzeit, um Zucker zu bekommen, 30 Milchkühe geliefert werden sollten, wurden hierfür 200 im Lande angemeldet. Trotzdem die Schweinezucht wie noch nie betrieben wird, erhält man kein Schweinefleisch. Im Schleichhandel ist jedoch alles von dem zu erreichen, der genügend Geld hat (...).“ (FA, 1919, Nr. 79, S. 1)

Am 8. Jänner 1919 hielt Bürgermeister Unterberger eine Rückschau auf die vergangenen Monate: Die Bevölkerung Feldkirchs lebe in „dumpfer Verzweiflung“, es herrsche wenig Arbeitsfreude und gleichzeitig Arbeitslosigkeit. „Wir stehen vor den Trümmern unseres gesamten Wirtschaftslebens. Zum Wiederaufbau desselben fehlen uns die Rohstoffe und selbst die Beschaffung der allernotwendigsten Lebensmittel begegnet größten Schwierigkeiten.“ (Wanner 2000, 12) Im Dezember 1918 wurden von der „Städtischen Lebensmittelstelle“ pro Kopf der Bevölkerung und für den Tag 190 gr Brot- und Kochmehl und 30 gr Reis und Hafermehl ausgegeben. (Wolf, 18)

Auch im Jahr 1920 hatte sich die Lage nicht verbessert: Ohne Lebensmittelkarten und selbst mit diesen waren Nahrungsmittel nicht mehr zu erhalten, außer auf dem teuren Schwarzmarkt oder mittels Schmuggel aus Liechtenstein. Auf gesetzlichem Weg traf es pro Person 750 g Lebensmittel, doch die Hälfte davon bestand für viele Familien lediglich aus „Kraut und Kartoffeln und letztere auch nicht einmal.“ (FA, 14.4.1920) Im April war Milch kaum mehr zu erhalten, Brot war ein Gebäck

von „dem man nicht sagen kann, ob es aus Kornmehl oder aus Sägemehl ist“. Wenn es zu keiner Änderung komme, fürchtete man in Feldkirch eine „Katastrophe“. (FA, 6.3.1920) Im November kam es schließlich zu einer Demonstration der Eisenbahnangestellten vor dem Finanzamt und der Bezirkshauptmannschaft, es ging um schlechte Milch, um schlechtes Brot und um die „Liechtensteiner Auskäufe“. (FA, 20. 11.1920)

Die Bezirkshauptmannschaft versuchte gegenzusteuern und verhängte Geldstrafen und Arrest, wenn die Lebensmittelverordnungen nicht eingehalten wurden. Im Jänner 1920 traf dies 40, im März 1920 36 Parteien. Die Übertretungen bezogen sich auf Nichtanmeldung von Vieh, unbefugten Viehhandel, Schwarzschlachtung, Milchhinterziehung und Überschreitung von Vorschriften zum Butter- und Obstverkehr, ferner um die Abgabe von Fleischspeisen bei Faschingsunterhaltungen, Preisüberschreitungen uam. Festgesetzte fleischlose Tage mussten von den Gasthäusern eingehalten werden, mindestens 400 Kronen drohten bei Nichtbefolgung. (FA, 14.1. und 6.3.1920)

Die triste Ernährungslage hatte auch gesundheitliche Folgen: Kinder waren unterernährt, die Tuberkulose florierete, und es gab bei Erwachsenen viele Magen- und Darmerkrankungen und Würmer, „wohl infolge der verdorbenen und verfälschten Lebensmittel“. (FA, 10.9.1921)

### **Galoppierende Inflation und der „Mittelstand“**

Die Einkommen der Stadtbewohner konnten mit den sprunghaft ansteigenden Preiserhöhungen durch die Inflation



on nicht mithalten. (VV, 18.5.1922). Preise, Löhne und Einkommen wuchsen nie gleichzeitig, was zu mitunter enormen Problemen bei der Bewältigung der Lebenshaltungskosten führen musste. Dazu ein konkretes Beispiel: Der Lohn eines städtischen Arbeiters betrug zu Beginn des Jahres 1921 1 bis 2.30 Kronen pro Stunde und am Ende desselben Jahres 7.50 bis 10 Kronen. Dies bedeutete jedoch auf Grund der Inflation lediglich eine nominale und keine reale Lohnsteigerung. (Landesgesetzblatt, 8.3.1921). Stellen wir diesen Lohnverhältnissen einige Preise des Feldkircher Wochenmarktes gegenüber, dann wird klar, dass die Kaufkraft nicht zunahm, im Gegenteil. Im Herbst 1921 setzte eine Hyperinflation mit monatlichen Preissteigerungen über 50 % ein. Im Sommer 1922 erreichten die Lebenshaltungskosten das 14.000-fache des Vorkriegsniveaus (Feurstein, 30)

Die folgende Tabelle veranschaulicht die Zunahme der Durchschnittspreise einiger Nahrungsmittel auf dem Feldkircher Wochenmarkt von 1919 bis 1923. Kartoffel und Weißkraut waren in den Jahren 1919/20 für den „Mittelstand“ Hauptnahrungsmittel:

	1919	1920	1923
Kartoffel (kg)		4 K	12 K
Weißkraut (kg)	70 h	3 K	10 Kronen
(1 Krone = 100 Heller)			

Erschreckend und nachhaltig waren durch die galoppierende Inflation die sozialen und materiellen Folgen: Ein großer Teil des bürgerlichen „Mittelstandes“ verarmte und ging der Verelendung entgegen. „Der Mittelstand und diejenigen, die sich glaubten, einige Kronen für ihr Alter, in dem sie nicht mehr arbeitsfähig sind, erspart zu haben, sind schon zugrunde gerich-

tet.“ Und im Zusammenhang mit der Lebensmittelversorgung durch Spenden aus der Schweiz, Bayern und Württemberg, die nur an sogenannte „Minderbemittelte“ verteilt werden durften, beklagte ein Bürger: „Heute ist der sogenannte Mittelstand der Minderbemittelte.“ (FA, 25.2. und 22.7. 1922)

### Schweizer und Liechtensteiner Hamsterkäufe

Wesentliche negative Folgen für Feldkirchs Wirtschaftsleben brachte am 2. August 1919 Liechtensteins Kündigung des Zollvertrages mit Österreich. Einen Monat später erklärte die Vorarlberger Landesregierung als Reaktion darauf eigenmächtig das Fürstentum zum Zollausland. Tisis wurde dadurch zur Zollgrenze. Damit begannen die für den Feldkircher Markt und das Gewerbe geschäftsschädigenden Exportrestriktionen - bis zum totalen Ausfuhrverbot. Sämtliche Exporte aus Österreich bedurften nun einer Bewilligung durch die Bezirkshauptmannschaft in Feldkirch. Feldkirch verlor den traditionellen Absatzmarkt nach Liechtenstein und „gewann“ als Schmuggelzentrum. Man schätzte, dass dadurch die Hälfte des Geschäftsverkehrs der Feldkircher Kaufleute und Gewerbetreibenden verloren ging. (Feurstein, 28)

Bevor diese Sanktionen in Kraft traten, kam es in Feldkirch zum „Ausverkauf“: Die starke Entwertung der Krone veranlasste Liechtensteiner und Schweizer Kronen- bzw. kaufkräftige Frankenbesitzer zu groß angelegten Hamsterkäufen in Feldkirchs Geschäften:

„Feldkirch gleicht auch heute wieder einem Jahrmarkte. Waren es doch unsere lieben Schweizer Freunde und Nachbarn, die mit Bahn, Automobil,



mit Fuhrwerk oder zu Fuß hierher kamen und mit ihrem hochwertigen Gelde alles Nötige und Unnötige zusammenkauften. Abgesehen von Luxusgegenständen, wie Uhren, Goldwaren, Pelze und Möbel, wandern auch unsere nötigen Bedarfsartikel, an denen wir selbst Mangel haben, über die Grenze. Und wir die gutmütigen Vorarlberger, genannt die „dummen Österreicher“, schauen diesem schamlosen Treiben zu und schweigen. (...) Wenn es so weiterginge, würden wir in ganz kurzer Zeit so viele wertlose Papierkronen im Lande haben, daß wir sie dann als Makulatur verkaufen können.“

Erst im November 1919 endete durch ein gänzlich Warenausfuhrverbot dieser „Ausverkauf“. (Wanner 2000, 12 f)

Auf Grund des österreichisch-liechtensteinischen Handelsabkommens im Jahr 1920 setzte eine Liberalisierung des Grenzverkehrs ein. Und da Liechtenstein mittlerweile von der Krone zu der auch in Feldkirch begehrten kaufkräftigen Frankenwährung übergegangen war, begann ein neuerlicher Sturm auf Feldkirchs Geschäfte und Gasthäuser: „(...) In der Marktstraße, bei den Gasthäusern standen Fuhrwerk an Fuhrwerk; alle aus Liechtenstein, da wo man unsere Krone zurückweist, kein Stück sauren Käs, keine Tasse Milch um unser Geld (Krone) erhält; da wo man singt: „Bewahre Gott vor falschem Schein, unser schönes Liechtenstein.“ - Männer und Weiber reichlich mit österreichischen Tausendernoten versehen.“

Die Freude der Händler über ihre Umsätze war groß, aber auch der Unmut der Feldkircher Konsumenten: „(...) daß uns Einheimischen durch die Ausländer die Waren, woran wir alle Not leiden, vor

der Nase weggeschnappt werden und von Stunde zu Stunde verteuert werden (...).“ (Wanner 2000, 13 f; FA, 17.11.1920)

Aber noch gab es „gewisse“ Zukunftshoffnungen: Der Jurist und Präsident der Vorarlberger Rechtsanwaltskammer, Josef Peer, 1901-1909 liberaler Feldkircher Bürgermeister und Abgeordneter im Vorarlberger Landtag, wurde im September 1920 zum Landesverweser und damit zum Stellvertreter des Liechtensteiner Landesfürsten in Vaduz ernannt. Doch er, der „Ausländer“, stieß in Teilen der Liechtensteiner Bevölkerung, die einen Zollanschluss an die Schweiz anstrebten, auf massiven Widerstand: „Wir sind keine Kolonie für Wiener Herren und kein Tummelplatz für Wiener Regierungskünste (...).“ Mit der neuen demokratischen Liechtensteiner Landesverfassung, von ihm ausgearbeitet, endete seine Funktion bereits im Oktober 1921. Da er bei einer Abstimmung über den Verbleib in seinem Amt „lediglich 61,7 % der abgegebenen Stimmen erhielt, trat er zurück. Für Feldkirch brachte seine kurze Amtszeit keine Vorteile, Liechtenstein blieb Zollausland und näherte sich immer mehr der Schweiz. (Quaderer, 8-21 )

Auch eine zweite Hoffnung ging nicht in Erfüllung: Die Stadt erwartete sich nämlich im Zusammenhang mit den Verhandlungen um einen neuen Zollvertrag Österreichs mit der Schweiz die Verlegung des Zollbahnhofes von Buchs nach Feldkirch-Altenstadt. In Feldkirch entstand 1923 gar ein „Aktionskomitee“ des Vorarlberger Gewerbebundes, das für Feldkirch einen internationalen Transitbahnhof vorschlug. Doch die Bemühungen scheiterten im September 1923, da das österreichische Bundesministerium für Handel und Verkehr

die Wünsche der Stadt Feldkirch nicht unterstützte und der Schweiz entgegen kam.

(Wanner 1973, 74-77)

### Milch eine Seltenheit

Ein Mangel an Milch hatte sich bereits während des Weltkrieges abgezeichnet. Im November 1918 war selbst für die meist unterernährten Kinder keine Milch mehr zu erhalten. Um die „Milchnot“ zu überbrücken, erwarb das Land Vorarlberg im Dezember 1918 Kondensmilch aus Militärbeständen, sie war jedoch mit 1.20 Kronen pro Liter teuer und bestand zur Hälfte aus fettloser „Magermilch“. Immerhin befanden sich im Lagerhaus von Feldkirch davon 56 Eisenbahnwaggons. (Wanner 2009, 86)

Feldkirch war wirtschaftlich auch von den bäuerlichen Nachbargemeinden abhängig. In der Stadt konnte keine Landwirtschaft betrieben werden, daher mussten landwirtschaftliche Produkte von auswärts bezogen werden. Dies betraf vor allem die Milchlieferung. Dabei kam es oft zu großen Schwierigkeiten. Es ist festzuhalten, dass selbst 14 Gemeinden des Bezirkes Feldkirch zusammen weniger Milch abliefern als in derselben Zeit die Gemeinde Sulzberg im Bregenzerwald. Wenig solidarisch verhielt sich dabei die Walgau-Gemeinde Göfis, denn von ihren 240 Kühen wurden nur 23 Liter Milch an die Stadt Feldkirch abgegeben!

Durch die geringe Milchzufuhr waren die Verantwortlichen der Stadt Feldkirch immer wieder gezwungen, die Regeln für die Milchabgabe zu ändern. So bekamen im November 1919 nur noch Kinder bis zu 2 Jahren 1 Liter, Kinder bis

zu 10 Jahren sowie Kranke und alte Leute  $\frac{1}{2}$  Liter Milch zugeteilt. (SP, 29.1.1920).

Man hoffte auf Besserung, jedoch vergebens! Die Lage verschlechterte sich zusehends: „Die Milchversorgung liegt wieder im Argen. Am Donnerstag bekamen nicht einmal alle Kinder bis zu 2 Jahren vormittags die Milch, sondern manche erst am Abend; die alten Leute bekamen nur  $\frac{1}{4}$  Liter. Am Freitag wurden außer den Kranken jene Kinder bis zu 2 Jahren beliefert, die am Vortag keine Milch bekamen. Was und ob für die anderen etwas bleiben wird, weiß man noch nicht. Noch stehen dichtgedrängt die Kolonnen hoffend und harrend die Marktgasse hinaus. Saure Milch war zu haben – man möchte sagen – leider.“ (FA, 1920, Nr. 51, S. 3).

Kein Mangel an Milch! So hieß es 1920 – nur musste man bezahlen, was der Erzeuger forderte. Aber die Preise waren selbst für den „Mittelstand“ unerschwinglich! Über Einladung des Bezirkshauptmannes von Feldkirch fand am 12. November 1920 eine Versammlung mit Vertretern der Feldkirch umgebenden Gemeinden statt. Thema war die „Besprechung einer besseren Milchversorgung der Stadt“.

Dazu hieß es im „Feldkircher Anzeiger“: „Nach einer lebhaften Wechselrede, an der sich fast alle Teilnehmer beteiligten und in der die Schwierigkeiten der Gegenwart dargelegt wurden – insbesondere die infolge der Maul- und Klauenseuche und des Umstandes, dass die Zeit der Abkalbung erst jetzt langsam einsetze, versprachen die Gemeindevertreter, dass sie in ihrem Wirkungskreise darauf hinwirken werden, dass eine bessere Milchlieferung nach Feldkirch möglich werde. Als ein großes Übel in



der Milchaufbringung wurde auch die Hamsterei bezeichnet, zu deren wirksamen Bekämpfung Mittel und Wege gezeigt wurden, da dieselbe größtenteils nicht den notleidenden Kindern zuführe, sondern anderen, die ihrer nicht so bedürftig wären.“ (FA, 1920, Nr. 91, S. 1).

Die Milchversorgung der Stadt Feldkirch war eine der schlechtesten in ganz Vorarlberg, was klare Ursachen hatte: In den 15 umliegenden Gemeinden, deren Vertreter bei der Zusammenkunft mit dem Feldkircher Bezirkshauptmann teilnahmen, gab es insgesamt 2.339 Milchkühe. Feldkirch benötigte täglich die Mindestquote von rund 1000 Liter. Hätten diese Gemeinden pro Kuh und Tag nur je einen halben Liter Milch nach Feldkirch geliefert, wäre der Milchbedarf der Stadt mehr als gedeckt gewesen. So aber musste die Stadt Feldkirch ihre Milch aus dem Bregenzerwald, aus Sulzberg (!) beziehen. Der lange Transportweg verteuerte den Literpreis auf 5 Kronen und 35 Heller und belastete 1920 halbjährige das Stadtbudget um 100.000 Kronen. (FA, 1920, Nr. 98, S. 1)

Durch die fortlaufende Milchpreiserhöhung besonders hart getroffen waren Kriegsinvaliden und Rentner, denen sich das „Hilfswerk zur Milchverbilligung“ annahm. Zu diesem Zweck leistete die Stadtgemeinde Feldkirch für die Zeit vom 28. April bis Ende Dezember 1921 einen monatlichen Beitrag von 12.000 Kronen. (SP, 28.6.1921).

### **Belastungen durch Flüchtlinge**

Obwohl die Lebensmittelknappheit eine allgemeine Folgeerscheinung des Zusammenbruches der Monarchie war, wurde diese in der Stadt Feldkirch zusätzlich durch die Grenzlage zur

Schweiz und die Funktion als Eisenbahn-Verkehrsknoten verstärkt. Feldkirch wurde bereits mit Kriegsbeginn zu einer Durchzugsstation von Flüchtlingen: Sie kamen aus den Kriegsgebieten von Südtirol, aus Russland und aus Galizien. (Scheffknecht, 64 f; Wanner 2014, 54 f)

Während des Weltkrieges mussten außerdem tausende Personen verpflegt werden. Es gab ein großes Reservelazarett. Dazu kam die unbeliebte, mächtige Zensurstelle mit angeblich 200 Offizieren und 600 Soldaten. Insgesamt 24 Austauschzüge mit 12.000 Personen, Invalide und Kranke, die freilich vom Roten Kreuz versorgt wurden, langten am Bahnhof ein. (Volaucnik 2009, 54 f, 61)

Nach Kriegsende folgten Gruppen von Österreichern und Ungarn, zuvor Zivilgefangene in Frankreich, die über die Schweiz als „Repatriierte“ nach Hause strebten. Als Staatsbürger der ehemaligen Monarchie wurden sie in Feldkirch verpflegt und untersucht und ihre Schicksale kurz protokolliert. Für die Weiterfahrt erhielten sie Freifahrtsscheine. Da ihre Beförderung jedoch nur mit Personenzügen erfolgte, gab es für die meist mittellosen Migranten in Feldkirch lange Wartezeiten und für die Stadt hohe Verpflegs- und Unterkunftskosten. Die Schweiz hatte ihre Verpflegung abgelehnt.

In die Schweiz wiederum versuchten sogenannte „Schweizer Heimkehrer“ bzw. österreichische Staatsbürger aus der zusammengebrochenen Monarchie, nun aus dem Militärdienst entlassen, zurückzukehren. Die während des Krieges in Feldkirch geschaffene schweizerische Passstelle unterzog sie jedoch strengen Kontrollen und verweigerte

nicht selten die Rückkehr. Sie wurden vorübergehend in der Jahn-Turnhalle und im Gesellenhaus untergebracht, wo sie einen eigenen „Heimkehrerrat“ bildeten. (Volaucnik 2009, 61)

Die Stadt erhielt wenig Unterstützung, weder vom Land noch vom Bund und beklagte: „Bei aller Opferwilligkeit, die die Bewohner Feldkirchs auszeichnet, muß doch der dringende Appell an die Landesregierung gerichtet werden, Feldkirch nach Möglichkeit mit diesen Invasionen zu verschonen und diese Lasten etwas gleichmäßiger zu verteilen, denn es erscheint ungerecht, dass Feldkirch allein diesen ganzen Völkerwanderungsstrom aufnehmen soll, während Städte wie Bludenz und Dornbirn, Marktgemeinden wie Rankweil und Götzis davon vollständig verschont bleiben.“ (FA, 8.3.1919, S. 1).

### **Auslandshilfe und schlechte Kartoffelernten**

Als im Oktober 1918 beinahe jegliche Zufuhr von Nahrungsmitteln aus Österreich und Ungarn ausblieb, konnte nur noch die Hilfe der Schweiz und Deutschlands eine Ernährungskatastrophe, Hunger, verhindern. Die Lebensmittel aus der Schweiz mussten allerdings in Frankenwährung bezahlt werden, was beim damaligen Stand der teuren Valuta eine ganz wesentliche Erhöhung der Lebenshaltungskosten zur Folge hatte. Aus der Schweiz wurden Backmehl, Brot, Saatweizen, Hafermehl, Zwieback, Reis, Maisgrieß und Fett geliefert.

(Böhler, 41-49)

Dass die Ernährungslage in Feldkirch wirklich schwierig war, geht aus dem folgenden Zeitungsbericht hervor:

„Aus der Stella Matutina: Das Pensionat der Jesuiten sieht sich heuer aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen, über Weihnachten eine vierwöchige Pause (vom 10. Dezember bis zum 8. Jänner) in seinem Betrieb eintreten und die Zöglinge nach Hause ziehen zu lassen. Die langen Kriegsjahre hindurch war es ihm immer wieder gelungen, die Ernährungsschwierigkeiten zu überwinden. Inzwischen wird sich der Stand der Dinge hoffentlich bessern.“ (VV, 5.12.1918).

Eines der Hauptnahrungsmittel in Vorarlberg war die Kartoffel, doch auch ihre Beschaffung machte größte Probleme: 1919 war in dieser Hinsicht ein schwieriges Jahr: Die ungünstige Witterung des Sommers 1918 brachte einen wesentlichen Ernteausfall bei den Grundstücken in den Nachbargemeinden. Die Kartoffelernte ergab 15.616 kg - 1917 waren es noch um 6.000 kg mehr gewesen. Von diesen 15.616 kg wurden 9.616 kg für die Versorgung der Stadtbewohner abgegeben, die restlichen 6.000 kg wurden als Samen zurückbehalten. Pro Kopf der Bevölkerung ergab die Ernte 2 kg - pro Jahr! (SP, 21.1.1921; Wanner 2000, 34)

Es wurden zwar Stockrüben als Ersatz für die Kartoffeln angeliefert, jedoch reichten diese, ganz abgesehen vom viel geringeren Nährwert, bei Weitem nicht aus, um die Stadtbewohner vor Hunger zu bewahren. Außerdem waren die Gelben Rüben stark von Fäulnis betroffen. Die Aussichten bis zur neuen Ernte 1919 waren nicht viel besser. Sie war nur „mittelmäßig“ und litt stark unter der Mäuse- und Engerlingsplage.

Es wurden in diesem Jahr auf den außerstädtischen Grundstücken von Feldkircher Bürgern insgesamt 23.208 kg Kartoffeln, 3.412 kg Obst, 1.551 kg Rüben und Gemüse geerntet. Hiervon wurden



zur Versorgung der Stadtbewohner 17.720 kg Kartoffeln an die „Lebensmittelstelle“ abgeliefert. Der Weizen war vielfach „faulend“. (SP, 8.3.1921)

1920 besserten sich die Lebensmittelanlieferungen für Feldkirch nur teilweise, obwohl es der Stadtverwaltung gelungen war, zu den eigenen Ernteerträgen zusätzlich 20 Waggon Kartoffeln anzukaufen. Allerdings war ihre Qualität schlecht. Sie waren z.T. noch nass und mussten deshalb möglichst bald verwertet werden, teils gar als Tierfutter. Eine mit dieser Einfuhr beabsichtigte Bevorratung über den Winter war somit nicht möglich.

### Lebendvieh und Büchsenfleisch

Während die Zufuhr an Schlachtkälbern auf den lokalen Märkten vor dem Ersten Weltkrieg zur Zeit der Spätherbstmonate stets zugenommen hatte, war dies 1919 nicht mehr der Fall, obwohl nachgewiesen wurde, dass im Land mehr Vieh als die dafür vorgesehenen Futtermittel vorhanden war. Die Ursache dafür war der Verkauf im Schleichhandel zu hohen Preisen. (FA, 1919, Nr. 85, S. 1). Als Folge konnten Lebensmittellieferungen aus Deutschland, Italien und der Tschechoslowakei nicht angenommen werden, weil die Viehstückanzahl nicht aufgebracht werden konnte, die als Kompensation für diese Lieferungen verlangt worden war.

Im Laufe des Jahres 1920 war wochenweise kein Fleisch zu bekommen, was

auf die amtliche Annullierung der Zwangsanforderungen von Schlachtvieh zurückzuführen war. Feldkirchs Frauen protestierten im März 1920 zum wiederholten Male - die Fleischhauer lieferten kein Fleisch. Die Demonstrantinnen zogen zum Rathaus und zur Bezirkshauptmannschaft und beruhigten sich erst, als verfügt wurde, dass sie wenigstens etwas Mehl und Fett bekamen. (Ebenhoch, 56)

### Ersatz bot eine „Delikatesse“:

„(..) Büchsenfleisch. Ab 1. März wird bis auf weiteres jeden Freitag von 9 bis 12 Uhr vormittags und von 2 bis 5 Uhr nachmittags Corned beef ausgegeben. Betreffnis: 1 – 3 Personen je 1 Dose, 4 – 6 Personen je 2 Dosen, mehr als 6 Personen je 3 Dosen. Preis: 40 K pro Dose. Ausweis: Käsekarte.“

(FA, 1921, Nr. 8, S. 2)

Die Stadt erwarb davon 500 Kisten bzw 24.000 Dosen. Sie wurden im Wochenabstand ausgegeben.

Durch das Schweizer Einfuhrverbot von Lebendvieh wurden in mehreren Vorarlberger Grenzorten, in denen sich Schlachthäuser befanden, Schlachtungen von jugoslawischem Exportvieh vorgenommen. Die Stadtverwaltung Feldkirchs bemühte sich in ihrem eigenen Schlachthof solche Schlachtungen vorzunehmen, so etwa von ca. 1.000 Schweinen. Sie brachten der Gemeinde durch den Export von Fleisch in die Schweiz nicht nur eine gute Einnahmequelle, sondern für die Stadtbewohner

	Kartoffel	Mais	Weizen	Roggen	Spelz	Gerste	Hafer
1918	1.457	633	59	3	2	54	26 Ar
1919	2.052	893	255	16	29	39	38 Ar

einen nicht zu unterschätzenden „Ernährungszuschuss“, zumindest an Innereien und Schweinefett.

Während der Sommerzeit setzte man die Schlachtungen aus. Im Herbst 1920 wurde mit einem Schweizer ein neuer Pachtvertrag abgeschlossen. Als Pachtgebühr für die einjährige Nutzung des Schlachthofes wurden 3.600 Franken vereinbart. Da zukünftig auch Großvieh geschlachtet werden sollte, wurde eine größere Schlachthofanlage in Massivbauweise errichtet. (SP, 8.3.1921)

Der Mangel an Fett war allgemein. Hin und wieder erhielten die Feldkircher jedoch eine amtlich verordnete Zuteilung. Außer den rationierten Lebensmitteln kaufte die Stadtverwaltung im Jahr 1919 einen halben Waggon Margarine, ein Weihnachtsgeschenk zum Preis von 160 Kronen pro kg.

### **Schrebergärten lindern die Not**

Nachdem sich bei Kriegsende die wirtschaftliche Lage verschlechtert hatte und die Ernährungsschwierigkeiten größer wurden, mussten in den Kommunen Grund und Boden als Anbauflächen bestmöglich genutzt werden. Die Stadt Feldkirch stellte Bewohnern, die keine eigenen Grundstücke besaßen, solche mitsamt dem erforderlichen Saatgut zur Verfügung.

So entstanden die städtischen Schrebergartenaktionen, die schon während der Kriegszeit gestartet worden waren. Sie wurden in den entbehrensreichen Nachkriegsjahren erst recht fortgesetzt und ausgebaut. Die Stadtverwaltung stellte im Jahre 1919 Grundstücke im Reichenfeld und im Wegeler'schen Gute dafür bereit. Im Kriegsjahr 1917 waren

es 250 mit einer Gesamtfläche von 600 Ar, 1918 300 Schrebergärten mit 750 Ar und 1919 351 mit der Fläche von 900 Ar.

Die Erhöhung der Anzahl der Anbauflächen schlug sich in einer höchst willkommenen Steigerung der Ernteerträge nieder - Siehe Kasten:

Die von der Stadtverwaltung angebotenen Grundstücke entsprachen jedoch bei weitem nicht der von der Bevölkerung gewünschten Anzahl. Im Sitzungsprotokoll des Stadtrates vom 20. März 1920 steht u. a.:

„(..) Herr Stadtrat Anton Gohm nimmt das Wort und führt aus, dass ein großer Mangel an Anbauflächen herrsche, infolge dessen ca. 60 Familien, die in der Stadt wohnen und sich auf Schrebergärten angemeldet haben, mit solchen nicht beteiligt werden konnten.“ (SP, 20.3.1920)

Das Bauamt als ausführendes Organ der Stadtverwaltung trieb deshalb in der Folgezeit die Verpachtung von Grundstücken an Familien voran. Nachfolgend ein Verzeichnis der im Jahr 1920 verpachteten Gärten:

### **4 Energieversorgung**

Gasmangel durch Kohleknappheit  
Die Versorgung Vorarlbergs mit Kohle erfolgte während des Krieges hauptsächlich durch Deutschland. Als die deutsche Regierung 1917 die Lieferungen einstellte, übernahm das Land die Versorgung und Verteilung. Es entstand zu diesem Zweck ein Ausschuss für Kohlenversorgung, und es wurden an wal-





darme Gemeinden, wie Feldkirch, Kohlenbezugskarten ausgegeben. Im Laufe des Jahres 1918 steigerte sich die Kohlennot, und im Winterhalbjahr 1918/19 war keine Kohle mehr zu erhalten.

Das Gaswerk der Stadt Feldkirch produzierte Gas aus Kohle. Allmählich begann auch die im österreichischen Arbeitsministerium zentral verwaltete Kohlenabteilung die Kohlenzufuhr einzuschränken, und von Ende Oktober 1918 an stockte sie infolge der politischen Verhältnisse zur Gänze. Nun hieß es sparen und noch einmal sparen. Die Abgabe von „Kochgas“ an die Bevölkerung blieb jedoch weitgehend aufrecht, weil das Gaswerk noch über eine Reserve von 700 t Kohle verfügte. Da keine Aussichten auf neue Kohlenlieferungen bestanden, musste diese Reserve jedoch „gestreckt“ werden.

Über die Ursachen des Gasmangels und die sich daraus ergebenden Konsequenzen wurde die Bevölkerung Anfang des Jahres 1919 informiert:

„Seit länger als zwei Monaten stockt die Zufuhr von Gaskohlen infolge der Besetzung des Grubengebietes (Ruhrgebiet) durch feindliche Truppen, und die amtliche Kohlenverteilungsstelle des Landeskomitees für soziale Fürsorge in Bregenz ist nicht imstande, Hausbrandkohle zu beschaffen, geschweige denn Gaskohle. Um den Betrieb des städtischen Gaswerkes für solche Haushaltungen möglichst lange aufrecht zu erhalten, die auf Kochgas angewiesen sind, ist die Einschränkung der Gasabgabe leider eine unabänderliche Notwendigkeit.“

Die geehrten Gasabnehmer werden deshalb höflich aufgefordert, der durch den

Krieg verursachten Notlage Rechnung zu tragen und jede Gaslampe und jeden Gasofen freiwillig zu schließen. Anstelle der Gasbeleuchtung kann elektrische Beleuchtung eingerichtet werden, und das städtische Elektrizitätswerk hat den Auftrag, solche Einrichtungen ungesäumt auszuführen. Anstelle von Gasheizöfen kann Koksheizung treten, denn Koks hat das Gaswerk derzeit noch genügend vorrätig.

Der Gemeindeausschuss hat vorläufig Abstand davon genommen, die noch in Benützung stehenden Gaslampen zu sperren, aber den Preis für 1 m<sup>3</sup> Leuchtgas auf K 2.- und für 1 m<sup>3</sup> Einheitsgas auf K 1,20 erhöht. (...). Stadtmagistrat Feldkirch, am 9. Jänner 1919. Der Bürgermeister: Unterberger.“ (FA, 1919, Nr. 4, S. 3)

Der hohe Leuchtgaspreis wurde nicht nur durch die Kohlennot verursacht. Auch die mangelhafte Leistungsfähigkeit des Gaswerkes hatte dazu beigetragen. Dieses konnte infolge seiner eher kleinen Anlage, seines kleinen Absatzgebietes und seiner ungünstigen Situation mit den niedrigen Preisen der moderner eingerichteten und darum auch leistungsfähigeren Werken des Unterlandes nicht konkurrieren.

Als der Vorrat an Gaskohle zur Neige ging und die Kohlezentrale der Vorarlberger Landesverwaltung im April 1919 immer noch keine Lieferungen in die Wege leiten konnte, nahm die Gasnot in Feldkirch drastisch zu.

### **Zunehmende Elektrifizierung und „Heiznot“**

Im Jahr 1872 ging das städtische Gaswerk mit seiner städtischen Gasbe-

leuchtung in Betrieb. 1906 kam das Elektrizitätswerk an der Ill hinzu. Zwei Jahre später beschloss die Stadtvertretung das Wasser- und Gaswerk mit dem Elektrizitätswerk unter dem Firmennamen „Stadtwerke“ zusammenzufassen. (Volaucnik 2006, 39 f) Das Elektrizitätswerk begann 1908 mit einer eigenen Installationstätigkeit und einem Elektrohandel und versorgte die umgebenden Gemeinden mit Strom. 1919/20 wurde das Stromnetz auf das Vorderland bis Götzis ausgedehnt. (Pontesegger, 58 f) Die Stadtwerke waren mit ihren Werkstätten während des Krieges auch von überregionaler Bedeutung, da sie Geschosse und 8 cm-Schrapnells bearbeiteten. (Volaucnik, 73)

Die unzulängliche Kohlenversorgung und die dadurch verursachte Gasknappheit nötigten die Bevölkerung auf Elektrizität auszuweichen. In der ersten Zeit nach dem Zusammenbruch der Monarchie war die Umstellung noch preisgünstig.

Das Elektrizitätswerk konnte für seine Installationen nämlich vorhandene Vorräte aufbrauchen, wodurch eine Unterschreitung der tatsächlichen Erzeugungskosten möglich war. (SP, 8.3.1921)

Obwohl infolge der enormen Verteuerung des gesamten Brenn- und Heizmaterials ein reges Interesse an elektrischem Strom als der zukünftigen Leitenergie vorhanden war, war es den Stadtwerken vorerst aus technischen und finanziellen Gründen nicht möglich, dieser gestiegenen Nachfrage zu entsprechen. Beispielsweise mussten Ende 1918 neue Anträge auf Stromanschluss aus Liechtenstein wie auch aus dem Vorarlberger Vorderland zurückgestellt werden. Auch in den Stadtwerken

galt die Maxime „sparen wo es möglich ist“. Deswegen wurden die Gebühren nicht mehr allmonatlich, sondern nur mehr jeden zweiten Monat eingezogen, was eine merkliche Einsparung an Verwaltungsarbeiten bedeutete.

Die von der Stadt gewünschte Umstellung von Gas auf Elektrizität war aber eine Kostenfrage und nicht nur vom guten Willen der Bevölkerung abhängig: „(..) Dieser abnormale Gaspreis veranlasst viele Hausbesitzer, die eine Gasbeleuchtung installiert haben, eine neue elektrische Beleuchtungsanlage unter den derzeit bestehenden fast unerschwinglichen Preisen zu erstellen. Für die Hausbesitzer, welche ohnehin mit Steuern und Reparaturkosten zur jetzigen Zeit genügend belastet sind, ist derzeit eine elektrische Lichtinstallation unmöglich; außerdem ist das jetzige Kriegsmaterial, das verwendet wird, nicht besonders empfehlenswert (...)“ (FA, 1919, Nr. 9, S. 1)

Dennoch, der Anschluss neuer Stromabnehmer war in Feldkirch groß. Kein Wunder, dass sich dadurch das Warenlager des Elektrizitätswerkes allmählich leerte und neue Materialien angeschafft werden sollten. Trotz Streiks und Verkehrseinstellungen seitens der Österreichischen Bundesbahnen und Schwierigkeiten bei der Beschaffung ausländischer Geldmittel für Warenimporte gelang es das für die Erweiterung des Betriebsnetzes erforderliche Material zu besorgen. Innerhalb des Jahres 1919 vermehrte sich die Kapazität des städtischen Elektrizitätswerkes um 8,4 % auf 4648 kW und zwar von 32.174 auf 36.877 Lampen, von 3.111 PS der elektrisch betriebenen Motoren auf 3.271 PS und von 856 kW auf 875 kW bei Heizkörpern und Bügeleisen. (SP, 21.1.1920)



Durch die vielen Lichtanschlüsse und die Wiederaufnahme des Betriebes der Spinnereifabriken Carl Ganahl & Co und Hämmerle in Gisingen sowie durch die Zunahme von kleinen Stickeriebetrieben stieg die Belastung des städtischen Elektrizitätswerkes enorm. Schließlich stellten die Spinnerei Gisingen mit ihrem Laufkraftwerk und das Frastanzer Elektrizitätswerk an der Samina die bisherige Stromzufuhr ein, weil diese ihre gesamte Stromproduktion für ihre Zuständigkeitsbereiche einsetzen mussten. Der folgende Strommangel führte in der Stadt Feldkirch im Winter 1919 zu einer „Heiznot“. Das Elektrizitätswerk besaß bei Niedrigwasser der Ill wohl eine zuschaltbare Dampfturbine, welche aber wegen des herrschenden Kohlemangels nicht in Betrieb genommen werden konnte.

Zudem bestand ein behördliches Verbot mit Dampf erzeugten Strom für Heizzwecke zu verwenden. (FA, 1919, Nr. 95, S. 4)

„Trotzdem die beiden benachbarten Werke die Lieferung von Zuschusskraft einstellen werden, weil sie ihre eigene Kraft selbst voll und ganz für Heizzwecke dienstbar gemacht haben bzw. dienstbar machen werden und trotzdem das Gefälle des Elektrizitätswerkes im Lauf der Jahre infolge Aufschotterung der Ill verloren hat, wäre das Elektrizitätswerk in der Lage, nicht nur seine Dauerverpflichtungen glatt zu erfüllen, sondern auch sämtliche elektrischen Heizöfen, denen übrigens ein Bezugsrecht nur von Monat zu Monat zusteht, zu befriedigen, wenn es genug Kohlen hätte und wenn im Sinne der jedes Jahr (auch heuer wieder) veröffentlichten behördlichen Verordnungen es erlaubt wäre, aus Kohlen elektrische Heizkraft

zu erzeugen. Die Folgen des verlorenen Krieges sind es also hauptsächlich, welche die eintretende Heiznot verschulden.“ (FA, 1919, Nr. 96, S. 1)

Diese Faktoren zwangen das städtische Elektrizitätswerk dazu, alle Heizöfen in der Stadt abschalten zu lassen. Dazu vermerkt der Feldkircher Anzeiger:

„Heiznot. Die Anzeige der Stadtwerke Feldkirch, dass Ende Dezember alle elektrischen Heizöfen abgestellt werden müssen, hat große Aufregung hervorgerufen, und alle Schuld wird auf die Verwaltung gewälzt. Die Aufregung ist begreiflich, denn bei der herrschenden Heizmittelnote waren die elektrischen Öfen eine Wohltat.“

Die Heiznot zu Ende des Jahres 1919 dauerte glücklicherweise nicht allzu lange an, denn anhaltende Regenfälle im Dezember ließen den Wasserspiegel der Ill wieder ansteigen. Im November 1920 mussten allerdings sämtliche elektrischen Heizöfen vorerst in den Vorderlandgemeinden, dann auch in der Stadt abgeschaltet werden. Auch die Gewerbebetriebe waren gezwungen, den Stromverbrauch tagsüber massiv einzuschränken oder die Arbeitszeit in die Nacht hinein zu verlegen. (VV, 8.3.1921)

Ein kleiner Teil der Bevölkerung konnte oder wollte nicht begreifen, dass man sich den Einschränkungen, die sich im Jahr 1920 infolge der Trockenheit und der Kohlennot ergeben hatten, unterwerfen musste. Dies geht aus folgendem Zeitungsbericht hervor:

„Die Stadtwerke Feldkirch kündigen schwere Strafen für jene an, welche die elektrischen Öfen nicht vorschriftsmäßig ausschalten. Ob sie dazu ein Recht haben, darüber darf man berechnete

Zweifel hegen. Jene Heizstrom-Abnehmer, die zuerst waren, haben ohne solche Bedingungen den Anschluss eingegangen; etwas anderes könnte es sein bei den erst später Angeschlossenen, bei denen der Anschluss unter bestimmten Bedingungen erfolgte. Indessen mag zugegeben werden, dass außerordentliche Umstände besondere Maßnahmen erfordern, und jeder Vernünftige ordnet sich solchen unter. Es muss aber auch zugegeben werden, dass man beim besten Willen darauf vergessen kann, den Ofen auszuschalten. Und da erscheinen derart hohe Strafen vollkommen unberechtigt. – Wenn übrigens Kraftmangel besteht, dann erscheint die vor etwa 2 Monaten von den Stadtwerken erfolgte Anpreisung von elektrischen Kochplatten geradezu als eine Ironie.“ (FA, 1920, Nr. 94, S. 2)

Darauf antworteten die Stadtwerke Feldkirch u.a. so:

„(..)Es wird gerne zugegeben, dass beim besten Willen die Ausschaltung vergessen werden kann. Es muss aber andererseits gefordert werden, dass die Zeit der Abschaltung unbedingt und ausnahmslos eingehalten wird, denn nur dadurch ist es möglich, in den anderen Stunden die elektrische Heizkraft vorläufig noch abgeben zu können. Der Verwaltungsrat ist nicht in der Lage, irgendeine Beanständigung nach dem guten Willen zu untersuchen (...) Im Übrigen muss jeder einzelne in solchen Zeiten der Not nicht nur an sich selbst, sondern auch an die Allgemeinheit denken.“ (FA, 1920, Nr. 95, S. 2)

Die ständig und immer rascher fortschreitenden Verteuerungen bildeten auch für die Verwaltung des städtischen Elektrizitätswerkes ein großes wirtschaftliches Problem:

„Die Steigerung der Erzeugungskosten und Lebenshaltung hat eine derartige Verteuerung aller Ausgaben herbeigeführt, dass nur noch die Bezüge der leitenden Beamten unter dem 1000fachen liegen, alles andere bewegt sich zwischen dem 1000 bis 4500fachen. Die Inflation des Jahres 1922 war immens!

Torf und Briketts als Energiealternative  
Durch die Einschränkungen des Gas- und Elektrizitätswerkes kam es zur gesteigerten Nachfrage von Brennholz. Im Jahre 1919 war diese so groß, dass die Holzabgabe in Klaftern an Nichtbürger der Stadt Feldkirch vollständig eingestellt werden musste. (SP, 21.1.1920) Da Brennholz derart teuer geworden war, beschloss die Stadtvertretung im Jahre 1920 auf den städtischen Grundstücken in der benachbarten Gemeinde Altenstadt Torf abzubauen. Der Brennstoff aus vermoderten Pflanzen lagerte vor allem in der Parzelle Nofels im Schellenberger Ried. Im Jahr 1816 wurde dort mit dem „Torfstechen“ begonnen. (Fiel, 193-195; FA, 16.6. 1920)

Torf, „von vorzüglicher Beschaffenheit“ und in 1,5 m Tiefe, wurde von Nofler Torfstecher an die Staatsbahn und vor allem an jene in Feldkirch wohnenden Personen zum Selbstkostenpreis abgegeben, die kein „Bürgerholz“ oder keine eventuellen Zuweisungen von Brennmaterial durch ihre Arbeitgeber erhielten.

Die Torfgewinnung übernahm das Stadtbauamt. Im Jahre 1920 wurden 588.000 Stück gestochen. Diese Zahl stieg in den folgenden zwei Jahren bis auf 700.000 Stück an. (SP, 8.3.1921)

Auch die Österreichische Nationalversammlung wollte mit einem eigenen



Gesetz die Torfgewinnung als Alternative zu fehlendem Brennholz und fehlender Kohle sicherstellen: Sie beschloss die Enteignung von in öffentlichem Interesse stehender torfhaltiger Grundstücke, um eine Torfversorgung der Bevölkerung garantieren zu können. (VV, 21.1.1920, Nr. 16, S. 1)

Eine andere Möglichkeit war die Eigenproduktion von Briketts:

„Die Kohlennot wird noch geradezu unerträglich, die Bevölkerung leidet sehr unter diesem Mangel an Heizmaterial, insbesondere jetzt, da die Witterung sich bereits derart verschlechterte, dass man kaum damit rechnen kann, vor 5 – 6 Monaten wieder wärmere Tage erleben zu können. Wie sich aber das nötige Heizmaterial beschaffen? Diese Frage beschäftigt heute wohl jedermann, trotzdem sie leicht zu beantworten ist: Wenn man kein Heizmaterial zu kaufen bekommt, besorgt man sich es selbst! – Man konnte in letzter Zeit davon lesen, dass Studenten und Hochschüler in Kohlegruben fuhren und sich dort ihren Bedarf an Kohle selbst deckten. Dies ist natürlich nicht für die Allgemeinheit möglich, wohl aber kann sich jeder aus Abfällen aller Art, auch Laub, Stroh, Papier, Sägemehl, Kohlenstaub etc., das sich jeder Haushalt leicht beschaffen kann, mit Hilfe einer Brikett-Pressen selbst ein vorzügliches Brennmaterial erzeugen. Solche Brikett-Pressen und fertige Briketts sind bei der Firma Hans Manhartsberger in Feldkirch, Montfortstraße 12, zu besichtigen und können diese Apparate, die allseits warm empfohlen werden, bestellt und bezogen werden. Der niedrige Anschaffungspreis (36 K pro Stück) ermöglicht auch ärmeren Familien den Bezug derselben.“ (FA, 15.11.1919, Nr. 92, S. 2)

## 5 Soziale Lage

### Öffentliche Förderung mildert Wohnungsnot

Es gab verschiedene Ursachen für die Wohnungsnot jener Jahre. Zum einen lag die gesamte private Bautätigkeit während der Kriegszeit darnieder. Dazu kamen die schwierige Materialbeschaffung und die anhaltenden Teuerungen. Demgegenüber standen Hunderte von Wohnungssuchenden, welche unfreiwillig durch ihre Dienstverpflichtung in Feldkirch leben mussten, wie z.B. die Beamten des Zollamtes, der Brief- und Paketzensur und die vielen Eisenbahnbediensteten.

Zwischen 1910 bis 1920 nahm in Feldkirch die Bevölkerung um 9,1 % ab. (FA, 17.3.1920, Nr. 22, S. 1) Dennoch gab es Wohnungsnot. Einige Male machte das Wohnungsamt von ihrem Recht Gebrauch, Wohnungen zu beschlagnahmen. Es gab aber auch Fälle einer freiwilligen Überlassung von Wohnungen durch Privatpersonen bzw. von Institutionen: Im Jahre 1919 wurden z.B. folgende Wohnungen zur Verfügung gestellt: vier im ehemaligen „Philosophenhaus“ der Patres Jesuiten im Reichenfeld, drei Wohnungen im Leone-Haus in der Schmiedgasse und je eine Wohnung der Fabrikanten-Familien Getzner, Gisinger und Tschavoll.

In den Folgejahren bemühte sich die Stadt Feldkirch durch den Einbau von 13 Wohnungen in acht Häusern die Wohnungsnot zu mildern und stellte auch Bauplätze den Baugenossenschaften unentgeltlich zur Verfügung. Außerdem stellte sie für private Bauwerber Kapital zu einem geringen Zinssatz bereit. Der Baufirma Hilti wurde durch

Beistellung von Holz zu ermäßigten Preisen und kostenlose Erstellung von Hausanschlüssen für Gas, Wasser und Strom der Bau eines Wohnhauses für Firmenangehörige ermöglicht. (SP, 25.1.1921)

### Maßnahmen gegen Arbeitslosigkeit

Arbeitslosigkeit war zum allergrößten Teil eine Folgeerscheinung des allgemeinen wirtschaftlichen Rückganges. Durch die Umstellung der Industrie auf Kriegswirtschaft in den Jahren 1914 bis 1918 kam es nach dem Ende des Krieges, als militärische Güter nicht mehr gefragt waren, zu einem wirtschaftlichen Stillstand in Unternehmen, in Feldkirch traf es die Textilindustrie. Die Umstellung auf Friedenswirtschaft war jedoch sehr erschwert: Die meisten Rohstoffe mussten nun eingeführt und neue Handelsbeziehungen geschaffen werden. Energiekrisen konnten nicht oder nur unzureichend bewältigt werden. Die Kaufkraft war außerdem gering. Es war daher für die Unternehmen vorerst

kaum möglich, die vielen Kriegsheimkehrer zu beschäftigen. Aber schon 1921 hatten sich Industrie und Gewerbe dermaßen erholt, dass die Handelskammer in Feldkirch meldete, dass eine Arbeitslosigkeit nicht zu bemerken sei. (Feurstein, 30) Dennoch war eine nach Möglichkeit produktive Arbeitslosenfürsorge sinnvoll. Arbeitslose wurden per Dekret für öffentliche Notstandsarbeiten eingesetzt. Solche gab es beispielsweise im Straßenbau.

Die Stadt Feldkirch hatte zu diesem Zweck bereits 1919 die Verlängerung der Schillerstraße vorgenommen, worüber zu lesen war:

„(..) Das Unwahrscheinliche ist nun eingetreten. Die Stadt hat eine Notstandsarbeit in Angriff genommen, indem sie die Schillerstraße, die von der Kaiser Franz Josef-Brücke gegen das Lehrerseminar hinführt, bis zu diesem verlängern läßt. Dieses Unternehmen bot Arbeit, und zwar zugleich wirtschaftlich nützliche! Ging nämlich dabei auch Kulturgrund verloren, so wurde solcher auch wieder gewonnen, indem man die Fruchterde auf dem Schattengrunde am Finanzgebäude ausbreitete und so einen ziemlich großen Acker schuf, worauf die Stadt wohl Kartoffeln pflanzen wird (...).“ (VV, 20.2.1919)

Weitere städtische Notstandsarbeiten waren der Bau der Ardetzenberg-Straße, der Neubau des Wuhrs an der Ill, der Bau eines Unterwasserkanales zwischen dem Elektrizitätswerk und der Kraftwerksanlage der Firma F.M. Hämmerle in Gisingen. (Kundmachung der Landesregierung vom 21.6.1922; SP, 25.1.1924)



*Unterwasserkanal*



## Karitative Vereine, Frauen und Aus-landshilfe

Auf Grund der fehlenden staatlichen Sozialfürsorge lastete diese auf den Schultern des Landes, der Gemeinden und privater karitativer Vereine und sie finanzierte sich auch durch die Opferbereitschaft und Freigebigkeit von Privatpersonen. Die Stadt stellte Mittel aus ihrem Budget zur Verfügung, und speziell der „Armenfond“ wurde durch die Hundetaxe, Tanzlizenzen, Straf gelder und die „Lustbarkeitssteuer“ gespeist. Letztere war von Wirten und Saalbesitzern abzuführen und bezog sich auf die jeweils verkauften Eintrittskarten bei Veranstaltungen. Städtische Aufsichtsorgane waren berechtigt, die Unterlagen der Unternehmer einzusehen. (FA, 18.12.1919)

Noch während des Krieges wurde im Jahr 1916 das „Silberne Kreuz“ ins Leben gerufen. Die Gründungsabsicht war, die Bevölkerung des ganzen Landes für die Lösung des Problems der Invalidenfürsorge zu gewinnen. Bis zum Untergang der Monarchie betrieb der Verein überwiegend Stellenvermittlung für Kriegsinvalide. Mit dem Inkrafttreten des Invalidenentschädigungsgesetzes vom 1. Juli 1919 wurde das Silberne Kreuz auf private Fürsorgetätigkeit beschränkt. Es hatte sich drei Aufgaben zum Ziel gesetzt: Die Aufstellung von Vertrauensmännern, die Vermittlung freier Stellen und die Unterstützung der Invaliden bis zur Erlangung einer Verdienstmöglichkeit. Auch sorgte es sich um die Beschaffung von Wäsche, Kleidern, Schuhen, Prothesen. Fachgerechte Aufklärung erfolgte im privaten Gemüse- und Pflanzenanbau. So wurden verschiedene Weiterbildungskurse initiiert, etwa zur Obstverwertung und

zum Getreideanbau. Feldkirchs Bevölkerung und Fabrikanten unterstützten den Verein sehr. (Wolf, 199-201)

Die schlechte Wirtschafts lage motivierte zum Zusammenschluss verschiedener Interessensgruppen zu Vereinen: Es gab Bienenzüchter, Ziegenzüchter, Hühnerzüchter.

Der folgende Zeitungsausschnitt berichtet über einen dieser Vereine:

„Feldkirch, 16. März 1920 - Ziegenzucht. In den harten Zeiten von heute hat die Ziege für die Volksernährung eine große Bedeutung gewonnen. Diesem Umstande entspricht auch der Preis der Ziegen. Eine ‚Kuh des kleinen Mannes‘ kostet heute 1500 bis 2000 Kronen, ein Vermögen, das zu erhalten das vernünftige Bestreben eines jeden Ziegenbesitzers sein muss. Der Zusammenschluss der Ziegenbesitzer, wie er im Gerichtsbezirk Feldkirch bereits erfolgt ist, kann nur begrüßt werden. Die neuen Ziegenhalter können von den alten Züchtern Rat und Beistand holen. Unser Verein zahlt an seine Mitglieder für gefallene und notgeschlachtete Ziegen eine Entschädigung aus, im abgelaufenen Jahr waren das 3.282 Kronen.“ (VV, 19.3.1920).

Um die notleidende Bevölkerung zu unterstützen, trafen aus der Schweiz und aus Deutschland sog. „Liebesgaben“ in Feldkirch ein, welche von einem eigenen Ausschuss verteilt wurden. Aus der Schweiz kamen Kleider und Wäsche, verschiedene Lebensmittel und vor allem Kartoffeln und Mais. (Wolf, 49 f)

Eng gestalteten sich ab 1920 die Kontakte zum schwäbischen Allgäu. Erschreckende „Beobachtungen“ schwäbischer Touristen im Sommer 1919 in Vorarlberg

fürten zu umfangreichen Hilfsleistungen. „In den Gasthöfen war kein Brot, keine Milch, selten Mehlspeisen oder Gemüse, häufig sogar kein Fleisch zu bekommen.“ (Wolf, 50) Zentrum der Aktionen war Biberach. Von dort wurden Mehl, Kartoffeln, Dörrobst, Eier, Fett usw. geliefert. Es entstand auch ein „Kinderhilfswerk“. Auf diesen Kontakten aufbauend bildete sich 1920 der „Wirtschaftsverband Schwaben-Vorarlberg“, an welchem Pfarrer Wendelin Gunz aus Feldkirch-Tisis maßgebend beteiligt war. Ihm verdankten die Armen Feldkirchs sogar eine „Sonderaktion“ - einen Waggon von Lebensmitteln. (Wolf, 50-52) Die schwäbischen Lieferungen beinhalteten Kleidungsstücke, Wäsche und Stoffe, ferner Lebensmittel, sogar Schokolade, Kartoffeln, Gerste, Äpfel und Dörrobst. Sie wurden an 600 bis 1400 bedürftige Personen verteilt, Kartoffeln an sämtliche Bewohner.

Diese „Liebesgaben“ waren eine nicht zu unterschätzende Hilfe für die Notleidenden:

„Feldkirch, 12. Februar 1920. - Liebesgaben. In den letzten Tagen langte aus Saugau und Waldsee je ein Wagen Lebensmittel, darunter vor allem Mehl, Getreide, Kartoffeln und Obst hier ein (...) Gar manches von Not und Sorge gedrücktes Mutterherz atmete auf die frohe Kunde hin wieder leichter auf. Wem es rätselhaft erscheinen sollte, dass gerade die Stadt Feldkirch so reichlich bedacht wurde, dem sei das Rätsel gelöst. Frau Fuchshuber, Bildhauergattin in Althausen, welche Bande lieber Erinnerungen mit Feldkirch verbinden, und Herr Doktor Anton Sinz in Waldsee, der einen Großteil seiner goldenen Jugendjahre im Studierstädtlein verbrachte und auch später gar oft bei seiner lieben Mutter hier weilte, stell-



*Kinder-Ferienkolonie Amerlügen*

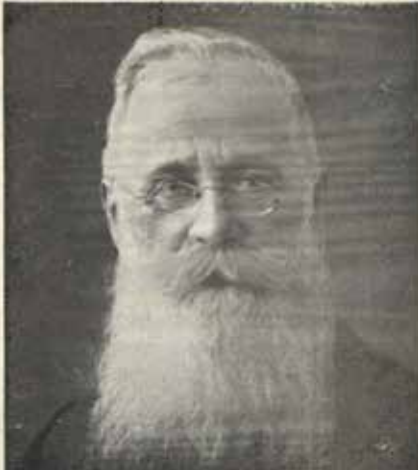
ten sich mit mehreren anderen hochgeschätzten Persönlichkeiten an die Spitze der in den genannten Bezirken eingeleiteten Sammlung von Liebesgaben. (...) Der Freunde und Stammesgenossen in der Not helfend zu gedenken, ist echte Schwaben-Alemannenart.“ (VV, 18.2.1920)

Ein aktiver heimischer Verein, der sich vor allem der Tätigkeit auf karitativem Gebiete widmete, war der im Mai 1920 auf Anregung von Bf. Waitz gegründete „Katholische Frauenbund“. Seine Mitglieder halfen in der in Feldkirch eingerichteten „Notstandsküche“. Hier erhielten „Minderbemittelte“, Rentner und Arbeitslose ein warmes Mittagessen. Außerdem betrieb der Frauenbund Jugendfürsorge, eine „Nähstube“, und er erzeugte auch Spielwaren. Obfrau war Pauline von Wilburger. (Ulmer/Getzner, 382; FA, 8.5.1920 und 4.6.1921)

Aus einem in der Generalversammlung dieses Vereines abgegebenen Tätigkeitsbericht geht hervor, wie vielfältig die Hilfe des Katholischen Frauenbundes war:

„Zu Weihnachten wurden 55 Bedürftige mit Lebensmitteln und teilweise auch mit Kleidern beschenkt. Im Februar gelangten an 20 Parteien und zu Ostern





*Pfarrer Josef Häusle*

an 51 Parteien Geldspenden zur Verteilung. Das Erholungsheim Maria Rast in Batschuns beherbergte im abgelaufenen Sommer 36 Frauen und Mädchen, die sich in der guten Luft bei aufmerksamer Bedienung erholen konnten. Die Preise waren mäßig, einige Personen wurden sogar unentgeltlich verpflegt. Der ganz beträchtliche Erlös aus der Nikolausfeier wurde zum Ankauf von Lebensmittel und Holz verwendet (...)" (VV, 8.6.1922)

Die katholischen Frauen reagierten auf die Konkurrenz durch den aktiven „Deutschen Frauenverein Feldkirch“, eine Organisation der Deutschnationalen Volkspartei. Der Verein hatte sich die Fürsorge armer Wöchnerinnen und Säuglinge zum Hauptziel gesetzt und unterstützte Bedürftige mit Kleidung und Nahrung. Die Frauen, die mit öffentlichen Veranstaltungen im Saalbau auf sich aufmerksam gemacht hatten, hofften auf finanzielle Hilfe durch die Stadt und den christlichsozialen Bürgermeister Anton Gohm. Doch es kam zu einer Absage durch die Obfrau

des katholischen Frauenbundes, Frau Wilburger: „Nach Aussage von Fachmännern sei eine Säuglingsfürsorge in Feldkirch überflüssig!“ Daraufhin gründeten im Juni 1921 Feldkirchs „deutsche Frauen“ ein eigenes Komitee unter der honorigen Obfrau Von Furtenbach, in welchem auch die Gattin eines sozialdemokratischen Stadtrates vertreten war. (FA, 4.6.1921)

Die Nachkriegsnot traf auch hilfsbedürftige, alte Menschen. 1919 entstand unter Gymnasialdirektor Karl Bobleter ein „Altersheimausschuss“. Bisher diente eine sogenannte „Einpfründung“ im städtischen Spital als Voraussetzung für eine Unterkunft – „bei vielen eine mehr oder weniger begründete Abneigung“. Die Initiatoren dachten dabei an Feldkircher Bürger, im Besonderen jedoch an „kleine Rentenbesitzer und Pensionisten, die in die bitterste Not geraten“ waren. (FA, 7.2.1920) Durch freiwillige Spenden gelang 1923 die Eröffnung des Altersheimes in der Kreuzgasse. Entscheidend wirkte Pfarrer Josef Häusle, der Gründer des katholischen Lehrerseminars, der sein eigenes Haus der Stadt zum Geschenk gemacht hatte. (Wanner 2000, 77)

### **Kinder im Elend**

Von der Wirtschaftskrise stark betroffen waren Kinder, vor allem aus den sozialen Unterschichten. Ihnen zu Hilfe kam seit Juni 1919 das „Amerikanische Kinderhilfswerk“ mit seinen Kinderauspeisungen. Die Eltern bezahlten pro Kind und Woche im Jahr 1922 80 Kronen. Daran nahmen bis zu 450 Kinder teil. Außerdem wurden große Mengen an Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken gespendet, die in Feldkirch auch an Schüler des Lehrerseminars, des St.

Josefs-Instituts der Kreuzschwestern und an die Kinder-Ferienkolonie Amerlügen verteilt wurden. (FA, 21.8.1920) Für die Kinder der städtischen Volksschule bestand neben der „Wärmestube“ eine eigene „Schulküche“, die durch das Entgegenkommen des Ortsschulrates und „edler Wohltäter“ ermöglicht wurde. (FA, 25.6.1921; Wanner 2000, 76)

Das 1914 eröffnete städtische Waisenhaus für Kinder unter 14 Jahren diente „religiöser und sittlicher Erziehung“ von Waisenkindern beiderlei Geschlechts und war in der Widnau untergebracht. Oberstes Erziehungsprinzip sollte sein, nicht „anstaltsmäßig“, sondern nach „Familiengrundsätzen“ vorzugehen. (Wanner 2000, 78)

Gleichzeitig kam Hilfe aus Schwaben, wo unter der Leitung von Pfarrer Gebhard Wendelin Gunz aus Tisis und Handelskammersekretär Karrer samt Gattin ein Kinderhilfswerk entstand. Hilfsbedürftige Kindern fuhrten ins agrarische Allgäu, wo die Kleinen durchschnittlich 10 bis 12 Wochen zur Erholung blieben. (Wolf, 50 f; FA, 174.1920)

Hilfe kam schon während des Krieges auch von der „St. Galler Hilfsaktion für die österreichische Jugend“. Kinder erhielten einen Ferien-Aufenthalt in der Schweiz: „(...) denn die gute Schweizerluft, unsere frische Milch und Milchprodukte können auf keine andere Weise den Kindern vermittelt werden.“ Nach Feldkirch kamen Lebensmittel, Kleider, Wäsche und Schuhe. (Böhler, 51 f)

Aber auch in der Umgebung von Feldkirch gab es Möglichkeiten einer Kinderfürsorge. Es bestand seit 1910 die „Ferienkolonie“ Amerlügen (Matthaus) für Feldkirchs Invaliden-, Witwen- und



*Gasthof Rössle*

Waisenkinder. Sie verblieben dort drei Wochen, und die Hälfte der Eltern bezahlte für den Aufenthalt täglich und pro Kopf 2,50 Kronen. Die Nachfrage war nach Kriegsende groß. Dank der großzügigen finanziellen Unterstützung durch Private aus der städtischen Oberschicht und durch die Stadt Feldkirch konnte das Heim erweitert werden. 1928 entstand für die Einrichtung gar eine eigene „Theresien-Kapelle“. Die Betreuung der Kinder besorgten die Barmherzigen Schwestern. (Ulmer/Getzner, 394-397; FA, 16.9.1922)

Nicht weit davon entfernt befand sich im Saminatal das Ferienhaus des „Deutschen Volksvereins Feldkirch“, das „Tobelhaus“, ein Geschenk der Stadt Feldkirch. Der Aufenthalt vor allem für Kriegerwaisen und Invalidenkinder war kostenlos. „Hunderte arme, bleiche Geschöpfe wurden durch die Einrichtung gleichsam dem Jammertale entrückt und in das Märchenland „Tischlein deck dich“ geführt. Unzählige Muttersorgen wurden vorübergehend wenigstens gestillt und unschätzbare Volkskraft erhalten oder neu geschaffen.“ (Wolf 50 f)

Im Jahr 1923 hatte sich die wirtschaftliche Lage derart gebessert, dass es zu



einer vielbeachteten Fraueninitiative kam: Sie ging vom Feldkircher Anzeiger und vom lokalen „Deutschen Frauenverein“ aus und erstreckte sich schließlich auf das gesamte Land Vorarlberg. Ihr schlossen sich katholische Frauenbünde an. Die Frauen fassten den Plan, Kinder aus dem Ruhrgebiet um „Gotteslohn“ in die Obhut Vorarlberger Pflegeeltern zu geben. Im Mai 1923 traf der erste Transport von 640 „Ruhrkindern“ in Vorarlberg ein. (Ebenhoch, 58 f)

### 6 Konjunkturaufschwung

Im Herbst 1921 setzte eine Hyperinflation mit monatlichen Preissteigerungen von über 50 % ein. Im Sommer 1922 erreichten die Lebenshaltungskosten das 14.000-fache der Vorkriegszeit. Dies hatte für kurze Zeit wirtschaftsstimulierende Auswirkungen und führte zur Flucht in Waren - der Handel florierte. (Feurstein, 30) So wurde etwa der Schweinemarkt in Feldkirch wieder eröffnet. In der Neustadt bot die Firma Joh. Jos. Gohm „Hochfeine Flaschenweine“ an

und in der Marktgasse wurde ein „Spezerei- und Gemischtwaren-Geschäft“ eröffnet. 1922 entstand in der Neustadt ein „Bäckerei- und Viktualienhandel“, der die Lieferung von „gutem Weißbrot“ versprach - eine ausgesprochene Rarität. Und schließlich etablierte sich in der Schmiedgasse Julius Meinl sogar mit einem eigenen „Postversand“. Er bot Köstlichkeiten an, die man seit acht Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte: Kaffee, Schokoladen, Pralines, Keks, Öl, Weine und Liköre. (FA, 5.3. und 20.8. 1921; 25.2. und 17.6. 1922)

Überraschend war auf dem freien Markt auch wieder „prima Fettkäse“ aus Tos-



ters zu erhalten und dies in solchen Mengen, dass er diesen selbst Gastwirten und Händlern liefern konnte. (FA, 21.5.1921)

Von der kurzfristigen Inflations-Hochkonjunktur profitierten auch die Gastbetriebe: Der „Ochsen“ bot schon 1920 trotz allgemeinem Fleischmangel Blut- und Leberwürste samt Kesselfleisch an. Der Gasthof „Rössle“ lockte mit Bier, Flaschenweinen, Kaffee, Chokoladen und Kanditen. Die „Bahnhofwirtschaft“ überbot im Jahr 1923 alles mit „feinen, frischerzeugten Debreziner-Würsten und prima Märzen-Bier“. Und da es bereits einen Überschuss an Fleischwaren gab, nahm man wieder Rücksicht auf den fleischlosen katholischen Freitag - in die Marktlücke sprang der Gasthof „Hecht“ in der Neustadt mit „prima Stockfisch und Schnecken - zu jeder Tageszeit“. (FA, 6.1. und 13.1. 1923)

Das reichhaltige und teils exklusive Angebot macht deutlich, dass es in Feldkirch ein soziales Zweiklassensystem gab, mit Reichen, die sich trotz Wirtschaftskrisen gehobene Bedürfnisse leisten konnten und auch ihre geheimen Bezugsquellen besaßen, die nicht auf Lebensmittelkarten und öffentliche Rationen angewiesen waren und die auch über Schweizer Franken verfügt haben müssen. Damit war für sie auf dem Schwarzmarkt ohne Preiskontrolle das Meiste erhältlich. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner jedoch darbt. Zur selben Zeit war im Feldkircher Anzeiger zu lesen: „Unser tägliches Brot ist von Tag zu Tag schwerer zu beschaffen, der Preis steigt, die Krone sinkt.“ Kinder bettelten auf den Straßen. (FA, 10.9.1921)

Nach der Sanierungsaktion des österreichischen Bundeskanzlers Ignaz Seipel

mit Hilfe des Völkerbundes zeigten sich Ende des Jahres 1922 erste Anzeichen eines lang erhofften stabilen Konjunkturaufschwunges: Die Spareinlagen stiegen wieder an, obwohl die Krone noch stark abgewertet war. Die Sparkasse Feldkirch verzeichnete von Oktober bis Ende Dezember einen Zuwachs von 302 auf insgesamt 651 Spareinlagen. Der Handel war „ziemlich lebhaft“. (FA, 30.12.1922 und 24.2. 1923)

Deutlich sichtbar war die wirtschaftliche Belebung im Jahr 1924: Auf dem Feldkircher Wochenmarkt waren Butter, sämtliche Käsesorten und sogar Eier erhältlich - ein Stück kostete 2.300 Kronen. Neue Silbermünzen kamen in Umlauf, Gesellschaftsreisen ins Ausland wurden angeboten - nach 10jähriger Unterbrechung, und am Kirchplatz entstand das „Österreichische Reise- und Verkehrsbureau“.

Dazu kam der wachsende lokale und ausländische Autoverkehr. Doch er wurde auf Feldkirchs Straßen zur „Landplage“. Außerdem hatten die Automobilisten „auch nicht eine einzige lumpige Papierkrone auf Vorarlberger, geschweige Feldkircher Gebiet zurückgelassen, denn die Herrschaften suchen möglichst schnell die Nord- oder Westgrenze im Sturme zu erreichen“! Abgesehen von den gewaltigen Staubwirbeln wurden die Fußgänger „durch ein Getute, das an Kriegsgebläse der Kongo- und Senegalneger erinnert“ in ihrer besinnlichen Ruhe gestört. Es handelte sich dabei nicht etwa um Lastkraftwagen, sondern um „Luxusautos“. Die Feldkircher waren umso mehr empört, weil sie sich kaum das Benzin für das Feuerzeug leisten konnten. (FA, 19.5 und 28.7.1922)

Die Sanierung der Währung war An-



fang 1924 abgeschlossen. Die Sparkasse der Stadt Feldkirch gab in einer Kundmachung Ende Februar bekannt, dass von nun an die Schillingwährung eingeführt werde. Die Umstellung auf die neue und nun stabile Währung war für alle Konsumenten „ungewohnt“, was die Preise auf dem Feldkircher Wochenmarkt demonstrieren:

	1924	1925
Heller/Krone		Groschen/Schilling
pro kg		
Kartoffel	2.600	0,30
Tafelbutter	66.000	6,00
Fetter Käse	38.000	3,80
Weißkraut	4.000	0,65
1 Stück Ei	2.800	0,18

**Quellenverzeichnis:**

FA = Feldkircher Anzeiger, 1919 bis 1924  
 VV = Vorarlberger Volksblatt, 1919 bis 1923  
 SP = Sitzungsprotokolle des Feldkircher Stadtrates, 1919 bis 1924

Böhler, Ingrid: Die schweizerische Wirtschaftshilfe an Vorarlberg 1918-1921. In: Arbeitskreis für regionale Geschichte (Hg.): „Eidgenossen helfe euern Brüder in der Not!“ Vorarlbergs Beziehungen zu seinen Nachbarstaaten 1918-1922. Feldkirch 1990. S. 41-54.

Ebenhoch, Ulrike: Die Stellung der Frau in der Geschichte Vorarlbergs 1914-1933. =Vorarlberg in Geschichte und Gegenwart, Bd. 3. Dornbirn 1986.

Feurstein, Christian: Wirtschaftsgeschichte Vorarlbergs von 1870 bis zur Jahrhundertwende. Konstanz 2009.

Fiel, Karl: Nofels, Fresch, Bangs, Matschels. Geschichte eines Dorfes. Dornbirn 1987.

Pontesegger, Helmut: 1906-1956 Elektrizitätswerk Feldkirch. Festschrift. Feldkirch 1956.

Quaderer, Rupert: Feldkirchs Bürgermeister Josef Peer wird Liechtensteins Landesverweser, 1920-1921. In: Rheti-

cus. Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, Bd. 55. Feldkirch 2012. S. 7-22.

Sandgruber, Roman: Österreichische Geschichte. Ökonomie und Politik. Wien 1995.

Scheffknecht, Wolfgang: Kriegsflüchtlinge und Kriegsgefangene in Vorarlberg. In: Wanner, Gerhard (Hg.): 1914-1918. Vorarlberg und der Erste Weltkrieg. Dornbirn 1989. S. 62-71.

Tremel, Ferdinand: Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs. Wien 1969.

Ulmer, Andreas / Vallaster Christoph: Bedeutende Feldkircher. Bregenz 1975.

Ulmer, Andreas / Getzner Manfred A.: Die Geschichte der Dompfarre St. Nikolaus Feldkirch, Bd. 2. Feldkirch 2000.

Volaucnik, Christoph: Die Geschichte des Elektrizitätswerkes. In: 100 Jahre Stadtwerke Feldkirch. Vierteljahresschrift der Rheticus-Gesellschaft 2006/2. Feldkirch 2006.

Volaucnik, Christoph: Der Erste Weltkrieg. In: Aus alten Zeiten. Vierteljahresschrift der Rheticus-Gesellschaft 2009, 2/3. Feldkirch 2009. S. 54-59.

Volaucnik, Christoph: November 1918, von der Monarchie zur Republik. In: Aus alten Zeiten. Vierteljahresschrift der Rheticus-Gesellschaft 2009, 2/3. Feldkirch 2009. S. 59-64.

Wanner, Gerhard: Die Auswirkungen der Kündigung des österreichisch-liechtensteinischen Zollvertrages auf die vorarlbergisch-liechtensteinischen Beziehungen zwischen 1919 und 1924. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Bd. 73. Vaduz 1973. S. 59-110.

Wanner, Gerhard: Die Geschichte der Vorarlberger Kammer für Arbeiter und Angestellte 1921-1938. Feldkirch 1977.

Wanner, Gerhard: Vorarlberg zwischen „Schweizer Hoffnung“, Hungersnot und „Bolschewistenfurcht“ (1918/19). In: Demokratisierung und Verfassung in den Ländern 1918-1920. St. Pölten 1983. =Studien zur Zeitgeschichte der österreichischen Länder, Bd.1. S. 91-117.

Wanner, Gerhard: Geschichte der Stadt Feldkirch 1914-1955. =Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 39. Feldkirch 2000.

Wanner, Gerhard: Die Anfänge des selbstständigen Vorarlberg im November und Dezember 1918. In: Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Bd. 108. Vaduz 2009. S. 59-90.

Wanner, Gerhard: Das Elend der jungen Republik. Vorarlberg im November/Dezember 1918. In: Bündner Monatsblatt 2/2010. Chur 2010.

Wanner, Gerhard: Für Gott, Kaiser und Vaterland in die Barbarei. Das erste Kriegsjahr in Vorarlberg 1914. In: Tschegg, Kurt (Hg.):Vorarlberg 1914-1918. Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft, Bd. 62. Feldkirch 2014. S. 12-185.

Wolf, Josef: Das Vorarlberger Kriegsfürsorge-Buch. Feldkirch 1926.



# NS-Propagandareden von Hitler und Goebbels

## Narzissmus und Opferrollen

### Eine historisch-psychologische Analyse

**Prof. Dr. Zsuzsanna Agora**

Vor 80 Jahren, im März 1938, marschieren deutsche Truppen unter großem Jubel in Feldkirch ein und leisteten damit einen Beitrag zur gewaltsamen Okkupation des selbstständigen Österreich. Der Befehl dazu kam vom obersten Führer der Armee, Adolf Hitler. In einer österreichweiten Volksabstimmung sprachen sich am 10. April 7409 Feldkircher Stimmbürger für und 68 gegen den Anschluss der Heimat an die Diktatur NS-Deutschlands aus. In ganz Vorarlberg waren es 98,1 %.

Wie konnte es zu diesem überwältigen Ergebnis kommen. Eine Ursache dafür war die ungeheure Staatspropaganda der Nazis, und in diesem Zusammenhang spielten die Zeitungsmedien eine große Rolle. Die NS-Partei verbot umgehend das konservative, auflagenstärkste christlichsoziale Vorarlberger Volksblatt, ließ jedoch bis zum Juni 1940 den seit Jahrzehnten deutschnational eingestellten „Feldkircher Anzeiger“ („Vorarlberger Oberland“) bis zum Juni 1940 bestehen. Auch als Lokalblatt besaß er eine bedeutende Propagandawirkung und machte dem Leser klar, was Nationalsozialismus bedeutete und wohin seine Herrschaft führen konnte.

Authentische Aussagen dazu waren die Kommentierung bzw. die wortwörtliche Wiedergabe von Hitlerreden - zwischen April 1938 und April 1939 waren es ins-

gesamt vierzehn. Den Rekord brach im Feldkircher Anzeiger die große Reichstagsrede des Führers vom Februar 1939, die ganze vier Seiten umfasste. Aber selbst wenn man kein Leser des Feldkircher Anzeigers war, war es kaum möglich, sich der Hitlerreden zu entziehen. Als beispielsweise am Freitag dem 28. April 1939 eine Führerrede vor dem Reichstag angekündigt wurde, wurden in Feldkirch alle Ladengeschäfte geschlossen. In Sälen, Gaststätten, Theatern und im Kino waren seine Ausführungen zu hören. Für die Schuljugend gab es eigene Schulveranstaltungen. Hitler verkündete beruhigend: „Ich aber glaube an einen langen Frieden.“ Sieben Monate später überfielen seine Truppen Polen, und damit begann der Zweite Weltkrieg.

Aus den Reden im Feldkircher Anzeiger lassen sich einige Hauptaspekte für das Handeln Hitlers entnehmen: Es ist dies sein religiöses Geschichtsbild, sein Deutschlandbild mit der Opferhaltung der Partei und des Volkes und es sind seine äußeren und inneren Feinde seit dem Friedensvertrag vor Versailles 1919, von denen sich der „friedliebende“ Nationalsozialismus bedroht sah und den es seit der Machtergreifung 1933 zu überwinden galt. Hitler gibt sich in den Reden teils bescheiden und wiederum selbstbewusst, heroisch und selbstverherrlichend. Dies „bewiesen“ ihm tagtäglich seine Anhänger, so auch in Feldkirch.



*Adolf Hitler*



*Josef Goebbels*

Hitler sieht seine Politik als Beitrag zur „allgemeinen Befriedigung der Welt. Möge die Gnade des Herrgotts dabei unser deutsches Volk auf seinem Schicksalswege begleiten“. Menschliches Wollen bedürfe zu seinem Gelingen des „Segens der Vorsehung“. Und was den „Anschluss“ Österreichs im März 1938 betraf, wollte er „den höchsten Dank selbst dem Allmächtigen sagen für das Gelingen (...)“ Wenn es um die Erhaltung und Neubegründung einer deutschen Kultur ging, sah sich Hitler als Vollstrecker und Erfüller eines „göttlichen Willens“.

Seine politischen Erfolge sah Hitler als Ergebnis der „deutschen Volksgemeinschaft“, eines „mannhaften Volkes“ und seiner „gegenseitigen Opferwilligkeit“. Andererseits wird Deutschland als Opfer des Friedensvertrages von Versailles betrachtet, durch ihn sei eine Zeit „tiefer Erniedrigung und schmachvoller Demütigung unseres Volkes angebrochen“.

Hitler sieht sich von zwei äußeren Hauptgegnern bedroht: Es ist einmal

die „bolschewistische Gefahr der Weltzerstörung. Tausendfach sehen wir das Wirken des jüdischen Erregers dieser Weltpest“. Der „Schmachfriede“ von Versailles sei jedoch in erster Linie durch das „völlige Versagen der damaligen Führung verschuldet (...)“. Wer mit dieser zusammengearbeitet habe, nennt Hitler in seiner Reichstagsrede vom Jänner 1939 beim Namen: „(...) ZentrumsPriester, kommunistische Atheisten, sozialistische Eigentumsvernichter und kapitalistische Börseninteressenten, konservative Staatserhalter und republikanische Reichszerstörer.“ Und immer wieder ist es der „jüdische Weltfeind“, der sich übrigens, „kulturell gänzlich unproduktiv“, auch in der heimischen Kultur breit gemacht habe: Er fühle sich zu den „Lebensäußerungen primitiver Negerstämme mehr hingezogen, als zu den kulturell hochstehenden Arbeiten und Werken wahrhaft schöpferischer Rassen“, so Hitler auf der Kulturtagung in Nürnberg im September 1938.

Die Konsequenzen aus dem tiefen Judenhass waren jedem Feldkircher spätestens im November 1938 klar, als auf

der Titelseite des „Vorarlberger Oberlandes“ (einst Feldkircher Anzeiger“) die detaillierten, umfassenden und diskriminierenden Maßnahmen gegen die Juden verlautbart wurden. Es war der Anfang von ihrem Weg in die Vernichtung. Und die meisten Feldkircher Einwohner konnte es nun wissen! Dies hinderte die begeisterten lokalen Nationalsozialisten jedoch nicht daran, in Feldkirch den 50. Geburtstag des „Führers“ im April 1939 mit großem Aufwand zu feiern. Und der Direktor der nun staatlichen Lehrerbildungsanstalt widmete ihm auf der Titelseite des Lokalblattes eine ganzseitige und emotionale Würdigung: „Und das ist das Größte und Schönste an ihm: Aus dem Volke geboren, mitten im Volke stehend, vom ganzen Volke geliebt und geehrt, Führer und Held eines großen Volkes, Erlebnis und Erfüllung, Sehnsucht und Glück vieler Millionen Getreuer, Stolz und Freude, Bewunderung und Stütze aller Deutschen in der Welt.“

Wie sehr diese angeführten ideologischen Aussagen auf immer wiederkehrenden Inhalten basierten, zeigen die folgenden Ausführungen am Beispiel von neun NS-Propagandareden von Goebbels und Hitler zwischen 1922 und 1933. Sie beschreiben das kollektive Verhalten von Nationalsozialisten und im Speziellen von Hitler und Goebbels, das mit Erkenntnissen der psychologischen Narzissmusforschung in Verbindung gebracht wird. Es geht somit in erster Linie um eine bislang wenig beachtete historisch-psychologische Inhaltsanalyse. Hauptanliegen dieser Untersuchung ist es, die in den Reden angesprochenen Emotionen herauszufiltern. Diese zeugen von einem homogenen emotionalen Muster. Dieses besteht aus drei Hauptgefühlen - Stolz, Dominanz und Liebe. Das daraus entstandene Zentralgefühl

lässt sich aufgrund seiner Wertorientierung mit einer begrifflichen Neuschöpfung als „Philoheroismus“ bezeichnen. Die Reden weisen eine weitere Besonderheit auf, was die Disposition der Gefühle betrifft. Die acht Grundgefühle wie Ärger, Freude, Vertrauen, Überraschung, Angst, Trauer, Ekel und Erwartungshaltung haben in den Reden einen ähnlichen zeitlichen Verlauf. Diese Dynamik kommt der aristotelischen Empfehlung nahe, wie ein Redner Gefühle wecken und seine Zuhörer in seinen Bann ziehen kann: Am Anfang der Reden überwiegen die Gefühle Angst, Trauer und Ekel, und am Ende treten die drei Zentralgefühle Stolz, Dominanz und Liebe auf.

### **Struktur und Ablauf der Hitler-Reden**

Gefühlsorientierung: Am Beginn der Reden wird stets über „Fakten“ berichtet. Die Themen betreffen Ungerechtigkeit und Armut, Not, Leiden und existenzielle Unsicherheit des deutschen Volkes. Das Publikum wird dadurch verunsichert und von Angst ergriffen, wodurch Spannungen entstehen und die Zuhörer sich ausgeliefert und ohnmächtig fühlen. Angst ist hier immens wichtig, weil dadurch das Denken in besonderem Maße eingeengt wird. Von nun an nimmt der Zuhörer nur noch angstfiltrierte Informationen wahr. Hernach folgt eine Reihe von Diffamierungen mit dem Ziel, Wut zu entfachen und zu steigern. Die Zuhörer fühlen sich bedroht, erleben jedoch die eigene Gruppe als moralisch überlegen. Die Verursacher, die für all das Leiden und die Not verantwortlich sind, werden genannt und identifiziert. Ihre Untaten werden stets als beabsichtigt und gewollt bezeichnet.





Lösung und Erlösung: Schließlich leitet Hitler seine Zuhörer zum Gefühl der „angenehmen Dominanz“ (Überheblichkeit) und steigert die positiven Wir-Gefühle durch Opferbereitschaft und starken Willen. Die Ziele und die dazu nötige Aggression legitimiert er auf moralischer Basis. Die Zuhörer, erfüllt mit dem Gefühl „stolzer Dominanz“, erleben nun die Auflösung der Ausgangsspannung.

Im letzten Abschnitt der Reden spricht Hitler über sich selbst. Er hebt seine Person in übermenschliche Höhen, wodurch die Zuhörer in die Position der Unterworfenen geraten. Doch der Führer übernimmt heroisch die Gestaltung ihres Schicksals und verspricht für das Volk „Opfer“ zu bringen.

### **Opferrollen in Hitlers und Goebbels' Reden**

Im Fokus der Analysen stehen die in den Reden angesprochenen „Opferrollen“ - es geht um eine inhaltsanalytische Untersuchung solcher Textinhalte. Sie kommen bezeichnend in den ersten Abschnitten der Reden zum Vorschein und sind als Teile eines emotionalen Fundaments zu bewerten. Später treten sie immer seltener auf. Als „Opfer“ wird in der Sozialpsychologie im weitesten Sinne eine Person oder eine Gruppe bezeichnet, die aus einem Ereignis resultierend Unrecht, Verlust oder Verletzung erlitten hat.

In Hitlers Reden gliedert sich der Kreis der Opfer in unterschiedliche Gruppen: Zum „Wir“ zählen das deutsche Volk (auch Volksgemeinschaft genannt), die NSDAP, die Arbeiter, die Bauern und die deutsche Jugend. Dieses „Wir“ grenzt sich hermetisch abgeschlossen vom

„Sie“ ab, wozu Hitler die Entente (fast ausschließlich die Franzosen), die Kapitalisten, Liberalen, sozialdemokratische „Erfüllungspolitiker“, das Ausland und speziell das internationale Finanzjudentum zählt. Aus den Reden geht hervor, dass die Deutschen als Opfer von zahlreichen und vielerlei Ungerechtigkeiten heimgesucht wurden.

Die narzisstische Opferrolle Hitlers und seiner Gefolgschaft hat ihre spezifischen, gut identifizierbaren Merkmale: Es liegt ein traumatisierendes Ereignis vor, die Täter sind identifiziert, das Opfer erleidet einen moralischen Verlust und dieser Verlust betrifft offenbar alle. Dem deutschen Volk ist angebliches Unrecht geschehen, und daher ist es „logisch“, wenn dieses sich auflehnt und auch rächt. Was in den Reden fehlt, sind lähmendes Schweigen, Trauer und Vergebung. Im Vergleich zu anderen kollektiven Opferrollen, beispielsweise zum Holocaust, zeugen die NS-Propagandareden von einer Opferrolle, die weder mit traumatisiertem Schweigen noch mit einer körperlichen Gewalterfahrung in Form von unberechenbaren Aggressionen oder lebensbedrohlichen Angriffen in Bezug gebracht werden kann. Die NS-Opferrolle ist eher moralischer Natur als Folge von subjektiv erlebten Demütigungen bzw. Kränkungen der „wertvollen“ eigenen Gruppe. Weil das narzisstische Ich (sprich der Führer) sich als Verlängerung einer sakralisierten Gemeinschaft versteht, wird auch sein Opferbringen „sakral“. Die Vernichtung der jüdischen „Unmenschen“ wurde daher nicht etwa als Vergehen angesehen, sondern als gerechte, sakrale Opfer einem „Allmächtigen“ (Natur/Rasse) dargebracht, um die Ordnung der Welt wieder herzustellen, und dies daher ohne jegliche Empathie.

Ein ausgeprägter Narzisst kann weder vergeben noch vergessen. Die Demütigung durch den „Schandfrieden“ von Versailles 1919 musste (!) „bezahlt“, verletzte nationale Identität wieder hergestellt werden. Und Hitler versprach Vergeltung! Dieses Ziel war für ihn nach 1918 zentral, und die Krisen der Weimarer Zeit stärkten dieses Vorhaben von Jahr zu Jahr. Er versprach die Waffen nie abzulegen und bis zum „Endsieg“ zu kämpfen. Die Ratifizierung des Friedensvertrags war für ihn - wie für viele Deutschen - unverzeihlicher Verrat. Er war fest davon überzeugt, dass der Krieg im Jahre 1914 nicht wegen Serbien geführt wurde, sondern für das „Überleben“ des deutschen Volkes: „Meine eigene Stellung zum Konflikt war mir ebenfalls sehr einfach und klar; für mich tritt nicht Österreich für irgendeine serbische Genugtuung, sondern Deutschland um seinen Bestand, die deutsche Nation um Sein oder Nicht-Sein, um Freiheit und Zukunft.“ In Mein Kampf beschreibt er, was er am 10. November 1918 im Lazarett von Pasewalk fühlte: „Je mehr ich mir in dieser Stunde über das ungeheuerere Ereignis klar zu werden versuchte, umso mehr brannte mir die Scham der Empörung und der Schande in der Stirn.“

Opferrollen sind als langanhaltende Perspektiven zu bewerten, die in der Gruppe mit gemeinsamen Gruppenüberzeugungen, Emotionen und Handlungstendenzen gekoppelt sind. Es ist wichtig, dass eine „Opfergeschichte“ vorliegt, in der die Gruppe eine Schädigung erlitt. Im Fall der Nazis war dies der für sie ungerechte und unmoralische Friedens-Vertrag von Versailles 1919. In Hitlers Deutung war dies der Verrat am deutschen Volk und ganz zentral seine Demütigung und die dar-

aus erfolgte Kränkung. Jedoch - Schuld daran trage weniger das Ausland, sondern diejenigen, die als „Helfershelfer“ an diesem Prozess mitgewirkt hätten. Gemeint waren vor allem deutsche „Linke“. Bolschewisten. Die militärische Niederlage als Ursache des „demütigenden“ Waffenstillstandes vom November 1918 wird nicht erwähnt.

### **Narzissmus im Mittelpunkt**

Narzissmus an sich ist kein pathologisches Phänomen, sondern eine lebensnotwendige Grundlage von Selbstbehauptung und Selbstwert. Alleine das Ausmaß entscheidet darüber, ob er pathologisch ist. „Gesunder“ Narzissmus kann die Persönlichkeit stärken und Bestrebungen zum Erfolg führen. Pathologischer Narzissmus äußert sich dagegen in extremen Fällen in Kriminalität, sogar in der Entfachung von Kriegen. Auf Grund seiner langjährigen kriminalpsychologischen Erfahrungen behauptet Reinhard Haller, dass Narzissmus gefährlich werden könne, wenn anstelle von Selbstwert Egoismus, anstelle von Empathie Rücksichtslosigkeit und anstelle von Sensibilität Kränkung trete und die narzisstische Person ihren eigenen Wert nur noch dadurch wahrnehmen könne, dass sie den Wert anderer drastisch negiere. Durch die Brille eines ausgeprägten Narzissten ist (beinahe) jeder wertlos. Sein inflationäres Ich sucht permanent nach Möglichkeiten, den eigenen Selbstwert wieder zu erleben. Da aber sein Wertgefühl vor allem von den Reaktionen der Außenwelt (von Autoritäten) abhängt, ist sein Ich besonders verletzlich. Ein instabiles Ich muss ständig (zwanghaft) stabilisiert werden. Gerade in den Propagandareden Hitlers kommt die Weltsicht einer narzisstischen Persönlichkeit deutlich



zum Vorschein, die gekränkt ist, die Empathie verweigert und das eigene Ich als Verlängerung einer sakralisierten Welt betrachtet. Und seine narzisstische Wunde heißt - Versailles.

Aus sozialpsychologischer Deutung weist Opfersein auf das „Verletztwerden“ eines Menschen oder einer Gruppe hin. Ein Mensch definiert sich als Opfer, wenn ihm etwas Negatives angetan wurde oder ihm etwas Tragisches geschah. Es fühlt sich dafür nicht verantwortlich und sieht keine Möglichkeit die Verletzung zu vermeiden oder ihr vorzubeugen. Mit anderen Worten – es erlebt in einer negativen Situation einen Kontrollverlust. Das Opfer hat das Gefühl, dass ihm durch das ange-tane Unrecht das moralische Recht gegeben wird zu leiden, Opfer zu sein ist sinnstiftend. Damit auch Empathie gewonnen wird, ist es wichtig, dass Mitmenschen das Ereignis als Unrecht und normverletzend bewerten und dass das Opfer keine Möglichkeit zu dessen Vermeidung hatte.

Die in den NS-Propagandareden regelmäßig wiederkehrende kollektive Opferrolle ist zweifelsohne eine solche, die allgemein auf Leiden fokussiert. In historisch-psychologischer Hinsicht soll sie jedoch aufgrund ihrer eigenartigen Merkmale als ein „Sondertyp“ von Opferrollen behandelt werden. Für diesen Opfertypen könnte der Begriff „Narzissvictim“ eingeführt werden. Damit ist kein krimineller oder pathologischer Narzisst gemeint, sondern ein „gekränkter“. Die kollektiv-narzisstische Opferrolle ist ein nachhaltiger psychischer Zustand, der mit spezifischen Überzeugungen, Einstellungen, Emotionen und Handlungstendenzen verbunden ist.

Eine Makro-Prämisse narzisstischen Denkens geht davon aus, dass das Ich/ Wir wertvoller ist als das Sie. Dieser „Mehrwert“ kommt in zahlreichen Formen zum Vorschein - auch Nationalismus ist eine solche Erscheinung. In Hitlers und Goebbels Reden kehren regelmäßig die Formulierungen des romantischen Nationalismus des 19. Jahrhunderts wieder, so etwa drohender Tod der Nation, Nation als Körper, parasitärer Angriff von Eindringlingen, heiliger Kampf, Opferbringen usw. Obwohl der Nationalsozialismus auf die Zeitgenossen einen modernen und revolutionär-zukunftsweisenden Eindruck machte, die Keime der NS-Gedankenwelt und der damit verbundenen Emotionen sind im deutschen Kulturraum bereits im 16. Jh. vorhanden.

### **Der Vertrag von Versailles**

Der „Urgrund“ für all die „Schmach und Schande“ sei der „Friedens-Vertrag“ von Versailles vom Juni 1919 zwischen Deutschland und den 26 Siegermächten, als dessen Folge dem deutschen Volk eine solch große Schuld aufgezwungen worden sei, die es nie begleichen könne. Mit dem Friedensvertrag sei das deutsche Volk erniedrigt, beraubt und in seiner Ehre verletzt worden, und man habe auch all seine Heiligtümer beschmutzt.

Die emotionalen Aussagen beinhalten bisweilen starke Übertreibungen, wie zum Beispiel mit der Behauptung, dass das deutsche Volk „unter allen Völkern das Meiste verloren“ habe und „die Schulden der ganzen anderen Welt aufgebürdet bekam“, eine Last, die das Volk „nie mehr frei werden läßt“. Schuld daran seien das „Ausland“, die Entente, die Franzosen, das „schwache Hinterland“ und der Verrat der deutschen „Linken“.

Deutschland sei eine Kolonie des Auslandes geworden.

Ohne Zweifel war der Vertrag ein „Diktat“ der Siegermächte und bedeutete eine wesentliche ökonomische, politische und militärische Schwächung. Damit war Deutschland auf absehbare Zeit der Weg zur Hegemonie in Europa versperrt. Das Reich hatte außerdem 10 % der Bevölkerung und 13 % seines Territoriums abzutreten. Deutschland blieb jedoch wirtschaftlich weitgehend unversehr und eine industrielle europäische Großmacht.

„Versailles“ wirkte auf für die meisten Deutschen wohl auch deswegen als eine Art Trauma, weil man sich offenbar wegen Gedanken über die negativen Folgen der militärischen Niederlage gemacht hatte und auf einen „gerechten“ Friedensschluss im Sinne des Wilsonschen 14-Punkte-Programms hoffte. Nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandes vom 11. November 1918, der auf eine Kapitulation Deutschlands hinauslief, kehrte die deutsche Armee geordnet aus den besetzten Gebieten in ihr Vaterland zurück. Dadurch entstand bei den breiten Massen der Eindruck, das Heer sei unbesiegt. Man wollte, bedingt durch die geschickte Propaganda der Heeresleitung, nicht akzeptieren, eine militärische Niederlage erlitten zu haben. Dies widersprach auch der imperialistischen und militaristischen Vorkriegspolitik des Kaiserreiches, die den Krieg und Deutschlands Größe idealisierte. Diese Selbsttäuschung der politischen Eliten vor allem aus den Rechtskreisen führte in der Weimarer Republik (1919-1933) zu einer Art „Anti-Versailles-Komplex“ und kulminierte in einem regelrechten „Revisionssyndrom“. Hitler hatte politisch klug erkannt, dass er mit

der Emotionalisierung des Versailler „Schandfriedens“ und mit Deutschlands Opferrolle auf die Zustimmung der meisten Deutschen stieß und damit seine spätere aggressive Außenpolitik rechtfertigen konnte.

### **„Linke“ Sündenböcke der Weimarer Republik**

In den Reden von Goebbels wird der Grund für das Opfersein vor allem auf den Verrat und die heimtückischen Lügen der „Linken“ und auf die Regierungen der sogenannten Weimarer Republik zurückgeführt. Das Land leide unter dem republikanischen „Schandsystem“. (Goebbels 16. 6. 1933) Außerdem sei der „Körper der Nation“ durch die Intrigen der Kommunisten in einem blutigen Klassenkampf zerrissen worden. Die Regierenden müssten daher vor Gott Rechenschaft ablegen, weil sie das Volk betrogen hätten. Die wichtigste Aufgabe sei es nun, die „Ehre“ des deutschen Volkes wieder herzustellen. Die NSDAP wird, genauso wie in Hitlers Reden, öfters als eine diffamierte, verfolgte Bewegung (als Opfer) erwähnt. Die Linken (Sozialdemokraten, Kommunisten, Juden) lögen permanent, sie seien Landesverräter, Nestbeschmutzer, welche Schande über Deutschland gebracht hätten. Die „Erlösung“ werde jedoch kommen, sie stelle den Glauben des Volkes wieder her (Goebbels 09.07.1932) und bringe Hoffnung. Hitler und Goebbels gelobten, sich dazu für die Volksgemeinschaft zu opfern.

Sie verschweigen jedoch, dass sie gerade diesem „republikanischen, Weimarer Schandsystem“ einen wesentlichen Teil ihres politischen Erfolges verdankten. Die Republik hatte zweifellos große Schwächen: Ihre Verfassung war ein „schrakenlos freiheitliches Angebot“



von Liberalismus, Parlamentarismus und Pluralismus. Aber die politischen Träger dachten nicht daran, diese Werte auch zu schützen oder zu legitimieren - „Der Relativismus galt geradezu als Weltanschauung des demokratischen Staates“. In diese Lücke stießen Hitler und seine NSDAP mit einem klaren Parteiprogramm und ihrem populären Aktivismus. Goebbels hatte schon im Jahr 1928 die „naive Wehrlosigkeit der Demokratie“ bespöttelt und klar darauf hingewiesen, man werde mit verfassungsmäßigen Mitteln und Körperschaften legitim die Macht erlangen, „um in dem Augenblick, wo uns das gelingt, den Staat in die Form zu gießen, die unseren Gedanken entspricht“.

### **Sakralisierte Gemeinschaft**

Eine besondere Form nationalsozialistischer Überlegenheit ist die der „sakralisierten“ Gemeinschaft (Nation/Volksgemeinschaft), die wir auch bei Religionsgemeinschaften finden. Sakralisierung ist in psychoanalytischer Deutung eine übertriebene Idealisierung, die die Welt in eine „heilige Gemeinschaft und böse Fremde“ spaltet. Eine solche muss gegen äußere aber auch innere Feinde geschützt werden, auch wenn dafür kostbares menschliches Leben geopfert wird.

In Hitlers und Goebbels Reden taucht immer wieder die Erwartung auf, für die Gemeinschaft Opfer zu bringen, d.h. selbst Opfer mussten Opfer bringen. Der Führer erklärte sich zu diesem Opfer bereit und nahm damit die Rolle eines Märtyrers ein. Durch die Sakralisierung wurden die Werte der Gemeinschaft (u.a. Nation, Blut, Rasse, Führer) zu einer Höhe gesteigert, die nur noch ein Gott übertreffen konnte. Durch die Bereitschaft, dieser „heiligen“ Pflicht

nachzukommen, wurden auch die Mitglieder der Gemeinschaft Gott nahe. Und weil der „Allmächtige“ schließlich über alle Völker der Welt herrscht, gebührt dies auch seinen treuen „Vollstreckern“. Hitler sah sich in seiner Deutung nicht nur als „Erlöser“ seines eigenen, übrigens auserwählten Volkes, sondern der gesamten Menschheit.

Die Gedankenwelt und Sprache des Nationalsozialismus ist über zahlreiche Kanäle mit jener der christlichen Amtskirchen verknüpft. Das fundamental Gemeinsame ist ihre antiaufgeklärte Ideologie, die Ablehnung des philosophischen Materialismus der „Linken“ und der Antisemitismus. Topoi und Metaphern spielten dabei eine große sprachliche Rolle. Dies enthüllen die Reden, in denen das deutsche Volk wiederholt als „Opfer“ dargestellt wird. Die deutsche Volksgemeinschaft (Nation) erscheint als eine Gemeinschaft, die „auserwählt“ sei. Die Ideologie fordert bedingungslose Hingabe und erwartet vollkommene Verschmelzung: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ - die „Nazi-Dreifaltigkeit“. Hitler wird wie Jesus als „Erlöser“ dargestellt, der im Dienste seines Volkes bzw. der Menschheit eine Mission erfüllt und sich aufzuopfern bereit ist, damit die Gemeinschaft von ihren Leiden und auch Sünden befreit werde. So wie Christus wird auch die Nation „auferstehen“, lautet sein Versprechen.

Die pseudochristlich-sakrale Welt des Nationalismus war bereits im Ersten Weltkrieg präsent und lebte ungebrochen in der Nazi-Ideologie weiter. Diese Denkstrukturen finden sich auch in den analysierten Reden. In Hitlers Deutung musste die „göttliche Ordnung“ (Natur/Rasse) wieder hergestellt werden, und

für dieses Ziel musste man Opfer bringen. Heilen ist mit Opfer verbunden, weil Opferbringen heilende Reinigung bedeutet - „Heil Hitler!“ Das Vermeiden von Verunreinigung/Verschmutzung ist existenziell. Für das Heilen (die erlöste Zukunft der deutschen Nation) müssen „Lüste“ und weltliche Freuden geopfert werden, damit die Reinheit des Körpers bewahrt wird, und dieses Ziel ist auch über Keuschheit zu erreichen. Stephan Marks hat Anfang des 21. Jhdts. mit Zeitzeugen Interviews geführt, die Mitglieder des BdM, der Hitlerjugend oder der SS waren. Elvira Scheer, eine der Befragten, äußerte sich über Hitler wie folgt:

„Der war gar nicht da. Der schwebte so über allem drüber wie so gewisse Heilige oder Jesus und Maria. (...) Ich hab geglaubt, er heiratet nicht, weil er seine ganze Kraft dem deutschen Volk widmet. Wie so ein katholischer Priester, der auch nicht heiratet, weil er seine ganze Kraft für seine Gemeinde einsetzt. Er denkt nicht an sich, sondern er denkt nur an uns. Ich hab ihn verehrt, obwohl ich eigentlich gar nichts richtig von ihm wusste. Sein Privatleben war ja so tabu. Da wusste man überhaupt nichts drüber. Er hatte kein Privatleben.“

### **Egozentrismus und übertriebener Selbstwert**

Für den pathologischen Narzissten sind die Außenwelt und die eigene Person nicht zu trennen. Wie Erich Fromm schreibt: „Er ist alles, die Welt ist nichts - oder vielmehr: er ist die Welt.“ Daher ist „Er“ weder zu Differenzierungen, noch zu Relativierungen fähig, schlicht - seine eigene Perspektive wird mit dem Wert der Welt gleichgesetzt. Im Deutungsrahmen eines Psychologen, wie Jean Piaget, ist dies als eine rationali-

sierte Variante kindlicher Weltanschauung zu betrachten. Da Hitler seine Persönlichkeit mit der Nation und der Partei gleichsetzte, übte jeder, der diese Einheit kritisierte, zugleich einen Angriff auf den Führer aus. Dieses eigenartig narzisstische Selbstkonzept war jedoch nicht nur in Richtung nach „unten“ vorhanden, sondern auch nach „oben“ - Hitler setzte seine Ziele mit denen des „Allmächtigen“ gleich. In seinem Konzept verschmolz die Welt zu einem einzigen Bezugspunkt, wo sich Ich, Partei, Volk und Gott endgültig und untrennbar vereinigten - eine „unio mystica“.

Die Person des Führers war nie von der Gruppe der Geführten, den Parteigenossen, ja schließlich von der Mehrheit der Deutschen und Österreicher zu trennen, denn Narzissmus wirkte nicht nur auf der Ebene des Individuums, sondern auch in der Gruppe. Der Reisebegleiter Hitlers, Otto Dietrich, bringt dies zum Ausdruck: „Hitler ist Deutschland und Deutschland ist Hitler. In Adolf Hitler verkörpert sich heute das deutsche Volk, weil es sich selbst in seiner Persönlichkeit wiederfindet. (...) Das Volk hängt am Führer. Es liebt ihn und vertraut ihm rückhaltlos und ohne Grenzen. Diese einzigartige lebendige Beziehung zum Volke empfindet Adolf Hitler selbst als das Beglückendste und Schönste seines Daseins.“

In der Charakterstruktur Hitlers könnten heutige Psychiater oder Psychologen einen sado-masochistisch geprägten Narzissmus mit starken paranoiden Zügen diagnostizieren. Diese Störungen sind aber



nicht als Symptome einer Geisteskrankheit (Psychose) zu verstehen, sondern als Persönlichkeitsstörungen. Während und nach dem Zweiten Weltkrieg gab es einen Trend, der den deutschen Diktator für „geisteskrank“ hielt. Wenn man aber den „Führer“ zu einem „Narren“ erklärt, wie steht es dann mit seinen Anhängern? Es war ja geradezu sein Narzissmus, den diese bewunderten. Dietrich schreibt: „Hitler spricht sich selbst, in jedem seiner Worte! Hitler glaubt an sich und an das, was er sagt. Hitler ist das, was heute so selten zu finden ist. Er ist echt! Das Volk fühlt, daß er echt ist, und darum hängt es so stark und fest an ihm.“

Häufig gehen Gruppen und Individuen von der Prämisse aus, dass das eigene Ich oder das Wir weit wertvoller seien, als das des Anderen - der Akzent wird hier auf das Wörtchen „weit“ gesetzt. Daraus ergibt sich die Unantastbarkeit und Selbstverherrlichung der jeweiligen Elite. Der „Mehrwert“ Hitlers erschließt sich im Kontext seiner Reden aus seiner Opferhaltung, die er für eine „heilige“ Aufgabe hält, zum Schutz der Rasse, sie falle mit den Zielen des „Allmächtigen“ zusammen. Und dieser ist in Hitlers Deutung ein (narzisstischer) „Wüterich“, der von seinen Geschöpfen erwartet, dass sie sich an den „Rassenbeschmutzern“ und Schändern des Deutschtums rächen. „Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt und das Ende einer sich ihr ergebenden Menschheit“, schrieb er in „Mein Kampf“. Der Kämpfer der Rassenreinheit streitet somit nicht nur für das Deutschtum, sondern sogar für die gesamte Menschheit. Ein markantes Zeichen für die Opferrolle einer Gruppe ist, dass diese anderen Gruppen gegenüber keine Empathie zeigt. Diese Feststellung ist vor

allem für jene Gruppen typisch, die ein ausgeprägtes narzisstisches Selbstbild pflegen. Ähnliches Verhalten zeigen ethnisch-nationale Gruppen, die von anderen Gruppen im Laufe der Geschichte traumatisiert wurden. Für ihr eigenes, vielfach destruktives Verhalten zeigen sie weder Einsicht noch Reue.

#### Literatur:

- Dietrich, Otto: Mit Hitler in die Macht. Persönliche Erlebnisse mit meinem Führer. München 1934.  
 Goebbels, Joseph: Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. München 1940.  
 Reinhard Haller: Die Narzissmusfalle. Salzburg, Ecowin, 2013  
 Heer, Friedrich: Der Glaube des Adolf Hitler. Anatomie einer politischen Religiosität. Wien 1998.  
 Hitler Adolf: Mein Kampf. München, Zentralverlag der NSDAP, 1943  
 Kühnl, Reinhard: Faschismustheorien. Texte zur Faschismuskonstruktion. Hamburg 1979.  
 Oberreuter, Heinrich / Lill, Rudolf (Hg.) Machtverfall und Machtergreifung. Aufstieg und Herrschaft des Nationalsozialismus. München 1983.  
 Saage, Richard: Faschismustheorien. München 1977.  
 Shirer, William: Aufstieg und Fall des Dritten Reiches. Bd.1. Ulm 1966.  
 Stadtmüller, Georg: Sozialismus - National-Sozialismus - Faschismus. Eichstätt 1989.  
 Steiner, Marlis: Hitler. München 1994.

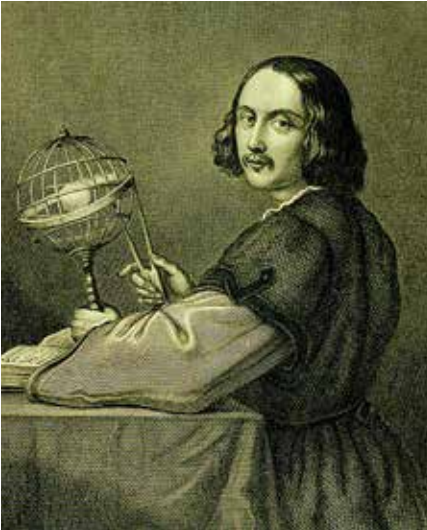
#### Reden:

- Hitlers Rede in München am 12.04.1922. In: Jäckel, Eberhard - Kuhn, Axel. (Hg.): Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1980, Nr. 129.  
 Hitlers Rede in Vilsbiburg am 06.03.1927. In: Dusik, Bärbel (Hg.): Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Bd. 2. Teil 1. München, London, Párizs, K.G. Saur, 1992, 165-179.  
 Hitlers Rede in Oldenburg am 18.10.1928. In: Dusik, Bärbel - Lankheit, Klaus. A. - Hartmann, Christian (Hg.): Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Bd. 3. Teil I. München, New Providence, London, Párizs, K.G. Saur, 1994, 153-174.  
 Hitlers Rede in Berlin am 10.09.1930. In: Hartmann, Christian (Hg.): Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Bd. 3. Teil II. München, New Providence, London, Párizs, K.G. Saur, 1995, 409-412.  
 Hitlers Rede in Mannheim am 05.11.1930. In: Goschler, Constantin: Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Bd. 4. Teil I. München, New Providence, London, Párizs, K.G. Saur, 1994, 50-62.  
 Hitlers Rede in Bad Blankenburg am 05.03.1932. In: Hartmann, Christian: Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933. Bd. 4. Teil 3. München, K.G. Saur, 1997, 174-185.  
 Hitlers Rede in Berlin am 10.02.1933. C 1216 Deutsches Rundfunkarchiv Goebbels' Rede in Berlin am 09.07.1932. In: Heiber, Helmut (Hg.): Goebbels Reden 1932-1939. Bd. 1. Düsseldorf, Droste, 1971, 43-50.  
 Goebbels' Rede am 16.06.1933 in Hamburg. In: Heiber, Helmut (Hg.): Goebbels Reden 1932-1939. Bd. 1. Düsseldorf, Droste, 1971, 113-123.

## Georg Joachim Rheticus

### Das Leben des wohl bedeutendsten

### Vorarlberger Wissenschaftlers



*Dr. Hans Gruber*

Begriff stammt von Cicero, der dabei aber selbst auf die griechische Philosophie, auf Platon, Aristoteles und die Stoiker zurückgriff. Diese hatten nach dem Wesen des Menschen gefragt und glaubten, dieses in des Menschen Fähigkeit zu Vernunft, eigenständigem Denken und Verfeinerung durch Bildung zu finden. Erst ein gewisses Maß an Bildung im weitesten Sinne, folgerte Cicero, mache den Menschen zum Menschen. Er erweiterte diese Sicht noch um seinen Begriff von Humanität: Der Mensch ist zu achten, ihm müssen wir beistehen – und dies aus einem einzigen Grund: weil er ein Mensch ist.

#### **Was ist Humanismus?**

In der Krise des späten Mittelalters taucht eine neue Denkart auf, die die alleinige Autorität der Bibel in Frage stellt und überkommene Traditionen hinter sich lassen will. Die neuen Gelehrten wenden sich der Antike zu, wollen sich von deren wissenschaftlichen und literarischen Schriften inspirieren lassen. Sie nennen sich Humanisten und sehen sich selbst als Überwinder einer dunklen Zeit zwischen sich und dem klassischen Altertum, das nun mehr so genannte Mittelalter.

Was aber ist dieser Humanismus? Es handelt sich dabei um keine Wissenschaft oder Methode, vielmehr um eine Lebensform und ein Bildungsideal. Der

Ausgehend von Italien verbreiteten sich die Ideen der Humanisten in ganz Europa. Immer wieder wird dabei die Bedeutung der Bildung hervorgehoben, Erasmus von Rotterdam meinte gar, „homines non nascuntur“, Menschen würden nicht geboren, sondern gebildet. Erreicht werden könne die „Verfeinerung“ des Menschen durch das Studium der alten Sprachen. Dies ein sehr moderner Gedanke, sind wir doch auch heute davon überzeugt, durch Anpassungen der Sprache das Denksystem der Menschen verändern zu können.

Erst im 19. Jahrhundert erhält die Umbruchzeit zwischen Mittelalter und Neuzeit den Namen Renaissance („Wiedergeburt“ der Antike), und deren





wichtigste Geistesströmung nennt man forthin Humanismus. Damit bezeichnet „Humanismus“ nicht nur eine geistige Bewegung, sondern auch eine Epoche. Im 19. Jahrhundert selbst entstand eine Bildungsbewegung, die auf der Griechenbegeisterung eines Johann Joachim Winckelmann, eines Johann Wolfgang Goethe oder eines Friedrich Hölderlin beruhte. Wilhelm von Humboldt als wichtigster Vertreter dieses Neuhumanismus betonte die Notwendigkeit, den ganzen Menschen zu bilden, ihn nicht nur in spezialisierten Teilgebieten Fertigkeiten und Wissen zu lehren, sondern ihn durch allgemeine Bildung in seinem Sein und Wesen zu entwickeln. Das Mittel dazu stellten für die Neuhumanisten wieder die alten Sprachen dar, Latein und Altgriechisch. Humboldts Konzepte für ein modernes Gymnasium und eine reformierte Universität blieben dann auch bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wirksam.

### **Georg Joachim Rheticus**

Der am 16. Februar 1514 in Feldkirch geborene Georg Joachim Rheticus zählt zweifellos zu den bedeutendsten Wissenschaftlern Vorarlbergs. Seine Eltern, Georg Iserin und Thomasina de Porris, stammten aus Italien, die Mutter gar aus wohlhabendem lombardischem Adel. Der Vater wirkte als Stadtarzt und erhielt im Geburtsjahr des Georg Joachim das Feldkircher Bürgerrecht. Er wird als gelehrter Mann und großer Bücherfreund beschrieben und wies seinen Sohn, wie dieser später berichtete, früh in die Wissenschaften ein. Georg Joachim besuchte aber auch die im ganzen Bistum hoch angesehene Feldkircher Lateinschule. Noch nicht 14 Jahre alt, muss er ein prägendes Erlebnis verarbeiten: Sein Vater Georg Iserin wird am

6. Februar 1528 als Dieb und Betrüger mit dem Schwert hingerichtet. Zu diesem Urteil hatte möglicherweise Iserins wissenschaftlicher Geist beigetragen, da er im Volk als Zauberer und Hexenmeister galt und der Verdacht umging, er stehe mit dem Teufel im Bunde.

Die nächsten drei Jahre besuchte Georg Joachim die Frauenmünsterschule in Zürich. Mit seinem nachmalig berühmten Mitschüler, dem späteren Arzt und Naturforscher Conrad Gesner (1516-1565), verband ihn fortan eine lebenslange Freundschaft. 1532 kam es zu einer Begegnung des jungen Mannes mit dem umstrittenen, für seine Heilerfolge aber hochberühmten Arzt und Alchemisten Theophrastus Bombastus von Hohenheim, genannt Paracelsus. Dieser unruhige Geist mit seinem revolutionären Denkansatz dürfte nicht ohne Wirkung auf Georg Joachim geblieben sein.

Ausgerüstet mit einem Empfehlungsschreiben seines Freundes Achilles Pirmin Gasser traf Georg Joachim Rheticus 1532 in Wittenberg ein. Angeleitet von Gassers Freund Philipp Melanchthon, einem der bedeutendsten Humanisten deutscher Zunge, nahm er sein Hochschulstudium auf und konzentrierte sich auf die mathematischen Fächer. 1536 erlangte Rheticus den Magister artium. Bereits im gleichen Jahr übernahm er eine Professur für Mathematik und Astronomie in Wittenberg. Es war üblich, dass ein junger Magister für einige Jahre an der Universität lehrte, bevor er seine höheren Studien fortsetzte, um einen Doktorgrad (in Theologie, Rechtswissenschaften oder Medizin) zu erwerben. Rheticus' Antrittsrede „In Arithmeticon Praefatio“ (Einführung in die Arithmetik) erschien kurz darauf in Druck.

Um 1538 muss Rheticus das erste Mal von Kopernikus' Thesen gehört haben, möglicherweise von dem berühmten Mathematiker und Astronomen Johannes Schöner, den er in Nürnberg aufsuchte. Und sein Freund Achilles Pirmin Gasser dürfte ihn bei einem Aufenthalt in Feldkirch im April 1539 noch darin bestärkt haben, die Reise zu Kopernikus zu wagen.

Im Mai 1539 traf Rheticus jedenfalls in Frauenburg ein. Der erst 25-Jährige wurde von dem mittlerweile 66-jährigen Domherren Nikolaus Kopernikus freundlich aufgenommen und in dessen Theorie des heliozentrischen Weltbildes eingewiesen. Rheticus gelang es in der Folge, den zaudernden Kopernikus von der Notwendigkeit einer Veröffentlichung seiner Thesen zu überzeugen. Schon vorab verfasste der junge Gelehrte aber einen ersten Bericht (*Narratio prima*) der revolutionären Einsichten und veröffentlichte diesen 1540. Damit legte Rheticus als erster die Thesen der kopernikanischen Wende in Druck vor und wurde so zu einem Pionier des neuen Weltbildes. Bis 1541 redigierte er zudem das Hauptwerk des Kopernikus, kehrte damit nach Wittenberg zurück und bereitete die Drucklegung vor, die dann 1543 in Nürnberg erfolgte.

Das 1543 bei Johannes Petreius in Nürnberg erschienene Hauptwerk des Kopernikus, „*De Revolutionibus Orbium Coelestium*“, stieß anfänglich auf Unverständnis und nicht geringen Widerstand. Heute gilt es als ein Meilenstein der Wissenschaftsgeschichte, das unser Weltbild und damit auch das Selbstverständnis des Menschen grundlegend verändert hat.

Bereits 1542 hatte Rheticus einen Lehr-

stuhl für Mathematik in Leipzig angenommen. Dort veröffentlichte er 1551 den „*Canon doctrinae triangulorum*“, ein Werk mit trigonometrischen Tafeln, das vielfach als sein bedeutendster eigenständiger Beitrag zur Wissenschaft angesehen wird.

Immer wieder reiste Rheticus in den nächsten Jahren in seine Heimatstadt Feldkirch. 1545 besuchte er Italien und traf in Mailand mit dem schillernden Humanisten und Astrologen Girolamo Cardano zusammen.

Nach dem Vorwurf eines sittlichen Deliktes und angesichts hoher Schulden verließ Rheticus Leipzig 1551. Bald darauf promovierte er an der Universität Prag zum Doktor der Medizin und ließ sich 1554 in Krakau als Arzt nieder. Doch widmete er sich auch weiterhin der Astronomie und Mathematik. Dem Denken der Zeit gemäß verfasste er auch astrologische Gutachten. 1572 übersiedelte er nach Kaschau (damals in Ungarn, heute Košice in der Slowakei), wo er am 4. Dezember 1574 starb.

### **Name „Rheticus“**

Nach der Hinrichtung seines Vaters hatte sich Georg Joachim zeitweise nach dem eingedeutschten Namen seiner Mutter „von Lauchen“ genannt. In Wittenberg 1532 noch unter „*Georgius Joachimus de porris feldkirch*“ immatrikuliert, wählte er aber schon bald den Beinamen „Rheticus“, spätestens ab 1536. Damit ließ er endgültig den Namen seines Vaters hinter sich.

„Rheticus“ verwies auf seine nähere Heimat, gleichzeitig aber auch auf die römische Provinz Raetien, und stellte damit, ganz in humanistischer Manier,



einen Bezug zur Antike her.

16.2.1514 Geburt in Feldkirch

1514 Vater Georg Iserin wird Stadtarzt von Feldkirch

6.2.1528 Vater Georg Iserin hingerichtet

1528-1531 Besuch der Frauenmünsterschule in Zürich

1532 Begegnung mit Paracelsus

1532-1536 Studium an der Universität Wittenberg

1536 Professur für Mathematik und Astronomie in Wittenberg

1539-1541 Reise zu Nikolaus Kopernikus in Frauenburg

1540 Veröffentlichung von Rheticus' „Narratio prima“, in der die kopernikanische Theorie erstmals im Druck veröffentlicht wird

1540-1543 Rheticus redigiert Kopernikus' Hauptwerk und sorgt für die

Drucklegung in Nürnberg

1542-1551 (mit Unterbrechungen) Professor für Mathematik in Leipzig

ab 1551 Studium der Medizin in Prag

ab 1554 Arzt in Krakau

ab 1572 in Kaschau in Ungarn (heute Slowakei)

4.12. 1574 Tod in Kaschau

*Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um eine leicht modifizierte Version des vom Verfasser in der Broschüre „...mehr Gelehrte als Rom. Feldkirch und der Humanismus“ veröffentlichten Beitrages.*

**Literatur:**

Burmeister, Karl Heinz: Georg Joachim Rheticus 1514-1574. Eine Bio-Bibliographie. 3 Bde. Wiesbaden 1967.

Schöbi, Philipp; Helmut Sonderegger (Hg.): Georg Joachim Rheticus 1514-1574. Wegbereiter der Neuzeit. Eine Würdigung. 2. erw. Aufl., Hohenems 2014.



*Im Namen des  
ÖAAB Vorarlberg  
gratuiere ich der  
Clunia herzlich zum  
110. Stiftungsfest.*

LfAbg. Mag. Harald Wiltner v/o Al  
ÖAAB Landesobmann



## Antikes Clunia

### Eine römische Straßenstation

*Eine vorwissenschaftliche Arbeit von Gabriel Summer  
BG/BRG Feldkirch 8b Klasse, Schuljahr 2017/18*

#### 1. Einleitung

Eine antike Straßenstation im heutigen Feldkirch? Mit der Frage der Lokalisierung und Interpretation von Clunia, einer Ortsbezeichnung auf einer spätrömischen Straßenkarte, befasst sich diese vorwissenschaftliche Arbeit. Dabei liegt das besondere Augenmerk auf den vergangenen zwei Jahrhunderten, seit begonnen wurde, die Relikte aus der Römerzeit in Vorarlberg nach wissenschaftlichen Kriterien zu erforschen, und hier insbesondere auf der archäologischen Fundstätte ‚Uf der Studa‘ in Feldkirch-Altenstadt, die heute „in der Forschungstradition“ (Picker 2017, S. 30) allgemein als Clunia bezeichnet und mit der genannten Straßenstation gleichgesetzt wird.

Zu diesem Zweck werden diverse wissenschaftliche Veröffentlichungen, sowohl von Historikern als auch von Archäologen, gesichtet, verglichen und zusammengeführt. Wichtige Erkenntnisse zum gegenwärtigen Forschungsstand liefern vor allem die Grabungsberichte aus dem 21. Jahrhundert, die die jüngsten Untersuchungen im Gebiet ‚Uf der Studa‘ dokumentieren. Des Weiteren werden ältere Beschreibungen der Fundstätte, aber auch frühe historische Betrachtungen herangezogen, die Auf-

schluss darüber geben sollen, wie die gewonnenen Erkenntnisse jeweils vor dem Hintergrund ihrer Zeit bewertet wurden.

Die Arbeit beginnt mit einem Überblick über die römische Epoche im heutigen Vorarlberg sowie einer Darstellung, welche Bedeutung beziehungsweise Funktion eine solche römische Straßenstation hatte, bevor die Erforschungsgeschichte des römischen Clunia chronologisch aufgearbeitet wird – von den ersten Lokalisierungsversuchen und archäologischen Ausgrabungen im frühen 19. Jahrhundert über die geophysikalischen Untersuchungen am Ende des 20. Jahrhunderts bis zum Forschungsstand unserer Tage.

Eine umfassende Abwägung der Frage, ob es sich bei den ‚Uf der Studa‘ ergrabenen Funden tatsächlich um Clunia handelt, ob damit lediglich eine Straßenstation im engeren Sinne bezeichnet wurde, oder wo sonst diese gelegen haben könnte, würde den Rahmen sprengen und wird somit nur kurz behandelt. Außerdem, da die Arbeit im Fach Geschichte vorgelegt wird, werden geophysikalische Verfahren, die bei der archäologischen Erkundung verwendet wurden, nur genannt und ihre Ergebnisse vorgestellt, jedoch nicht die Pro-



zesse an sich beschrieben.

## 2. Die Römerzeit im Gebiet des heutigen Vorarlberg

Der Beginn der Römerzeit im heutigen Vorarlberg lässt sich auf das Jahr 15 v. Chr. datieren, als in einem „von langer Hand vorbereiteten, aber kurzen Sommerfeldzug“ (Vonbank 1983, S. XV) unter dem Kommando der Stiefsöhne des Kaisers Augustus – Drusus und Tiberius – die gesamte Alpen-Bodensee-Region bis hin zur Donau erobert wurde. Die Eingliederung des Alpenraumes in das römische Reich war nämlich seit dem Beginn der Kaiserzeit sowohl ein politisches wie militärisches Anliegen gewesen. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 17) Laut dem Historiker Karl-Heinz Burmeister (1983, S. 18) war der Besitz der Alpen-pässe und des Alpenvorlandes nach der Eroberung Galliens sogar ein vordringliches Ziel der römischen Strategie: „Die Sicherheit der Paßübergänge [sic!] wurde ein auslösendes Moment der Eroberung Rätiens.“

Der Feldzug erfolgte in einer Art Zangenformation: Während die Truppen des Drusus vermutlich von Oberitalien durch das Etschtal, den Vinschgau und über den Reschenpass in das Inntal vorrückten, um dann über Fernpass und Seefelder Sattel ins nördliche Alpenvorland zu gelangen, marschierte Tiberius mit seinen Verbänden von Westen her aus Gallien entlang des Hochrheins bis an den Bodensee, wo es sogar zu einem Seegefecht kam. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 17) Schließlich vereinigten sich die beiden Heere am 1. August in der Nähe der Donauquellen (vgl. Vonbank 1983, S. XV) – die Okkupation war vollzogen.



Abb. 1: Die römische Provinz Raetia mit Verwaltungssitz in Augusta Vindelicorum/Augsburg wurde um das Jahr 17 gegründet und bestand bis zu ihrer Teilung in eine Raetia prima und eine Raetia secunda beinahe 300 Jahre lang.

Damit befand sich also auch die gesamte Region zwischen Alpenrhein und Bodensee unter römischer Herrschaft; Vorarlberger Gebiet war allerdings nach den Erkenntnissen der Historiker von größeren militärischen Kampfhandlungen offenbar verschont geblieben: So lassen sich archäologisch Truppenvorstöße – etwa durch zerstörte Fluchtburgen oder Siedlungen – nicht nachweisen (vgl. Niederstätter 2014, S. 17).

Um Aufständen vorzubeugen, führten die Römer nach ihrem „Blitzkrieg“ (Burmeister 1983, S. 19) jedoch den größten Teil der männlichen Bevölkerung aus den eroberten Gebieten entweder in die Sklaverei oder verpflichteten und entsandten sie als sogenannte Auxiliartuppen in andere Teile des Reiches. Der

Alpenraum selbst wurde vorerst nur durch römische Militärkolonisten besiedelt, da er als Aufmarschgebiet gegen die feindlichen Germanen dienen sollte; in diesem Zusammenhang ist übrigens auch die Errichtung eines Holz-Erd-Kastells am Bregenzer Ölrain zu sehen. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 18)

Nachdem die Eroberungsversuche Germaniens nach der erschütternden Niederlage in der Varusschlacht aufgegeben und die römischen Truppen im hiesigen Raum fast vollständig abgezogen worden waren, wurden die unterworfenen Regionen um das Jahr 17 als Provinz Raetia mit Verwaltungssitz in Augsburg zusammengefasst. (Vgl. Burmeister 1983, S. 20) Das Gebiet umfasste neben dem heutigen Vorarlberg auch Teile Tirols sowie Bereiche der Ostschweiz, Baden-Württembergs und Bayerns (s. Abb. 1). Rechtlich gesehen, galt die heimische Bevölkerung zunächst als ‚fremd‘ (= Peregrini). Bis zur allgemeinen Verleihung des römischen Bürgerrechts durch Kaiser Caracalla konnte dieses zunächst nur durch den Militärdienst erworben werden. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 18, s. S. 10)

Die Zugehörigkeit zum Imperium Romanum veränderte die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse in der Region grundlegend:

Eine der herausragendsten Veränderungen war in der Tatsache begründet, dass Rätien nun direkten Anschluss an einen Wirtschaftsraum erhielt, der sich von Britannien nach Syrien und von der Rheinmündung bis nach Afrika erstreckte. Diese gewaltige geografische Breite zog nicht nur eine Intensivierung des Handels und Warenaustauschs nach sich, sondern führte neben neuen

Formen wirtschaftlicher Kommunikation auch zur Einfuhr völlig neuer Güter und landwirtschaftlicher Produkte. Erst jetzt lernten die Alpenbewohner Äpfel, Birnen, Kirschen, Erbsen und Roggen kennen, wodurch die Landwirtschaft ungeahnte Impulse erfuhr. (Rollinger 2005)

Noch im Verlauf des 1. Jahrhunderts erhielt Brigantium/Bregenz unter Kaiser Claudius Stadtrecht und wurde mit dem Gebiet, das ungefähr dem heutigen Vorarlberg entspricht, ausgestattet. (Vgl. Burmeister 1983, S. 20) Auf der dortigen Ölrainterrasse entstand auf einem mehr als 22 Hektar großen Areal eine „blühende stadtartige Siedlung“ (Vonbank 1983, S. XVI) – entlang einer neun Meter breiten Hauptstraße wurden zahlreiche private und öffentliche Bauten, sakrale wie profane, errichtet, was für den hohen Zivilisationsgrad spricht, den die Bevölkerung erreicht hatte. Eine lange Friedensperiode begünstigte Karl-Heinz Burmeister zufolge zudem eine kontinuierliche Weiterentwicklung der gesamten Region und die Bürgerrechtsverleihungen nahmen zu. (Vgl. Burmeister 1983, S. 20) Römische Händler siedelten sich in Brigantium an und über das gut ausgebaute Straßennetz gelangten Keramikgegenstände sowie bis dahin unbekannte Spezialitäten wie Südfrüchte, Oliven oder Austern aus Italien und Gallien in die Provinz. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 18)

Als römerzeitliche Siedlungszonen aus dieser Zeit sind auch das Gebiet um Rankweil und Feldkirch sowie Teile des Walgaus ausgewiesen. So wurden in Feldkirch-Altenstadt (Flur, Uf der Studa'), Brederis-Weitried und Satteins ausgedehnte Gutshöfe, sogenannte Villae rusticae, erschlossen, die zwar vorran-



gig der Versorgung mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen dienten, mit ihren Fußbodenheizungen, Bädern, Wasserleitungen, Mosaikböden und Wandmalereien jedoch einen beträchtlichen Komfort aufwiesen. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 18; Burmeister 1983, S. 22f)

Als ein wichtiges Element der Erschließung ländlicher Regionen darf die Anlegung von Villae rusticae angesehen werden, die als landwirtschaftliche Zentren fungierten. Womöglich ist sogar mit einer gewissen Selbstverwaltung ländlicher Gebiete zu rechnen [...]. Die beiden Villen von Brederis-Weitried und ‚Uf der Studa‘ reichten mit ihrer landwirtschaftlichen Nutzfläche sicherlich auch in die Gegend des Kummbergs. Diese darf zusammen mit Rankweil als ein lokales Zentrum angesehen werden, was nicht zuletzt durch die Abzweigung der Rheintalstraße ins Valdunatal bedingt ist. (Rollinger 1993, S. 29)

Wie schnell sich die Romanisierung der einheimischen Bevölkerung vollzog, kann nur gemutmaßt werden. Ein Gradmesser scheint jedoch der beschriebene hohe Lebensstandard zu sein:

Obwohl Raetien sicher zu den ärmeren Provinzen des römischen Imperiums zählte und das Bodensee-Rheintal innerhalb Raetiens wirtschaftlich nicht gerade begünstigt war, darf man doch auf Grund der zahlreichen archäologischen römerzeitlichen Funde und auf Grund der allgemeinen Situation, nicht zuletzt auch wegen der verkehrsmäßigen Lage vermuten, daß [sic!] sich im Rheintal südlich des Bodensees gegenüber der urgeschichtlichen Zeit ein nicht unbedeutender Wohlstand entwickelt hatte, eben durch die allmähliche Verschmelzung Raetiens [sic!] mit dem

italischen Mutterland, die Romanisierung. (Vonbank 1983, S. XVII)

Seit der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts wurde das Reich dann durch Germaneneinfälle von Norden her wiederholt bedroht, weshalb erneut Truppen in Rätien stationiert wurden und die befestigte Grenze – der sogenannte Limes – auf die Linie Donau-Iller-Bodensee-Hochrhein zurückgenommen wurde. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 18) Für die Provinz wirkte sich die Anwesenheit des Militärs und die damit einhergehende Sicherheit zunächst allerdings positiv aus: So wurde um die Wende des 2. ins 3. Jahrhundert das rätische Straßennetz ausgebaut, wodurch die Wirtschaft weiter florierte. Als im Jahr 212 Kaiser Caracalla den Reichsangehörigen aller Provinzen das römische Bürgerrecht verlieh, war damit ein Schlusstrich unter den zwei Jahrhunderte währenden Romanisierungsprozess gezogen worden. (Vgl. Burmeister 1983, S. 21) „Aus den Kelten und Rättern Vorarlbergs waren Römer geworden.“ (ibid.)

Die anhaltende Bedrohung durch die Germanen vermuten die Historiker jedoch als Grund dafür, dass im letzten Drittel des 3. Jahrhunderts die Bewohner Brigantiums/Bregenz das Ölrainplateau verließen und das Areal der heutigen Oberstadt zu einer befestigten Siedlung ausbauten. Im selben Zeitraum wurden alte Fluchtburgen, unter anderem die Heidenburg bei Göfis (von der später noch die Rede sein wird), wieder aufgesucht und die Villenanlage von Satteins aufgegeben. Hingegen wurden die Villen in Rankweil-Brederis und die Anlage in Altenstadt wahrscheinlich noch im 4. Jahrhundert verwendet. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 18 f.)

Trotz der Stationierung einer Flotten-einheit und der Errichtung eines Hafenkastells geht man davon aus, dass die römischen Streitkräfte Brigantium um das Jahr 400 geräumt und die dortige Bevölkerung sich selbst überlassen haben. Der Zerfall der staatlichen Strukturen und die unsichere Grenzlage hatten den Niedergang der Provinzialkultur beschleunigt, das Ende der römischen Ära war eingeläutet. (Vgl. Niederstätter 2014, S. 19) Dazu stellt Karl-Heinz Burmeister (1983, S. 25) fest:

War der Aufbau der römischen Herrschaft in Vorarlberg durch eine langjährige Friedenszeit gekennzeichnet, so zeigt die spätrömische Epoche ein kriegerisches Gesicht.

Die rund viereinhalb Jahrhunderte unter römischer Herrschaft haben sich prägend auf die Infrastruktur der gesamten Region ausgewirkt und, wenngleich es durch das „Chaos der Völkerwanderung“ (Burmeister 1983, S. 30) und die Auflösung des Imperium Romanum zu gravierenden Umwälzungen kam, haben einige zivilisatorische Leistungen, aber auch Verwaltungsstrukturen aus der Römerzeit überdauert.

So war es gegen Ende des 3. Jahrhunderts im römischen Reich zu einer Staatsreform gekommen, in deren Folge Rätien in zwei Provinzen geteilt wurde: die Raetia prima umfasste von da an das Gebiet des heutigen Vorarlbergs sowie der Ostschweiz mit der Hauptstadt Chur, die Raetia secunda mit der Hauptstadt Augsburg Teile Tirols sowie das nördliche Alpenvorland. (Vgl. Burmeister 1983, S. 26, Niederstätter 2014, S. 19) Als sich das Christentum auch im späteren Vorarlberg spürbar ausgebrei-

tet hatte, wurde 451 erstmals ein Bischof von Chur erwähnt, zu dessen Sprengel beispielsweise die gesamte Raetia prima gehörte. (Vgl. Burmeister 1983, S. 28)

### 3. Clunia, ein Name auf der Tabula Peutingeriana

Für die vorliegende Arbeit ist das römische Straßenwesen von maßgeblicher Bedeutung. Wie bereits festgestellt wurde, war der Ausbau des Straßennetzes bereits seit Kaiser Augustus ein vordringliches Anliegen der römischen Militärverwaltung gewesen:

In Bregenz kreuzten sich die Paßstraße [sic!] über die rätischen Alpen nach Italien mit der von Gallien durch Helvetien nach Arbor Felix (Arbon) führenden Straße [...]. Von Bregenz aus ging diese Straße als Via Claudia über Kempten weiter zur Provinzhauptstadt Augusta Vindelicorum (Augsburg). Eine weitere Straße führte am nördlichen Bodenseeufer entlang zum Oberlauf der Donau. [...]. Alle Straßen waren gepflastert und befestigt sowie durch Meilensteine gegliedert und Straßenstationen gesichert. Die großen Überlandstraßen begegnen uns im Itinerarium Antonini des 3. Jahrhunderts und in der Tabula Peutingeriana des 4. Jahrhunderts. Sie dienten den Truppendurchmärsche, der Post sowie dem Personen- und Warenverkehr. (Burmeister 1983, S. 21 f.)

Für das Gebiet des heutigen Vorarlberg findet sich neben Brigantium die Ortsbezeichnung Clunia auf der bereits genannten Tabula Peutingeriana, jener spätantiken Straßenkarte (s. Abb. 2), und legt nahe, dass es sich zumindest um eine Raststation, eine sogenannte Mansio, an der Nord-Süd-Verbindung über die Bündner Pässe nach Italien





Abb. 2: Der Ausschnitt der Tabula Peutingeriana, auf dem das antike Clunia vermerkt ist.

handelt. Seit Beginn der planmäßigen beziehungsweise systematischen Erforschung der römischen Hinterlassenschaften dieses Raumes beschäftigt die ‚Clunia-Frage‘ die heimischen Historiker und Archäologen.

Auf der Tabula Peutingeriana [...] erscheint auf Segment II/5 o 17 das römische Clunia. Der Stationsname befindet sich an der durch eine rote Linie dargestellten römischen Reichsstraße von Brigantium/Bregenz nach Mediolanum/Mailand und ist durch einen einfachen Haken gekennzeichnet. Clunia lag demnach 17 römische Meilen (1 Meile = 1482 m) von der römischen Stadt Brigantium/Bregenz und 18 Meilen von Magia, das im Umfeld des schweizerischen Maienfeld vermutet wird, entfernt. Aus diesen Angaben ist abzuleiten, dass sich das römische Clunia irgendwo im Raum des heutigen Rankweil/Feldkirch befunden haben muss. Weitere Halte-

punkte an der über den Septimer bzw. Splügenpass führenden Straße sind Curia/Chur [...] und Comum/Como. (Pöll 2001, S. 239)

Über die Bedeutung bzw. das Vorhandensein von Clunia als römischer Straßen- oder Raststation besteht kein Zweifel, jedoch wurden deren Ausstattung und Lage durch die Wissenschaft in den vergangenen zwei Jahrhunderten unterschiedlich interpretiert. Bis heute gibt es Verfechter verschiedener Thesen und es konnte keine wissenschaftlich belegte, eindeutige Aussage getroffen werden (s. dazu auch Picker-Interview, S. 27).

#### 4. Frühe Forschungen im 19. Jahrhundert durch den Vorarlberger Museumsverein

Vor 160 Jahren fand sich in Bregenz eine „illustre Runde“ (Klagian 2007, S. 1) aus

Unternehmern, Adeligen, hohen Beamten und Militärs zusammen, die den Museums-Verein für Vorarlberg, den späteren Landesmuseumsverein, aus der Taufe hob: „Der bürgerliche Wille zum Wissen regte im 19. Jahrhundert zu Ausgrabungen an und verhalf dem Landesmuseum zum Grundstock seiner Sammlung“, heißt es dazu in den Ausstellungstexten zu „vorarlberg. ein making-of“ (vorarlberg museum 2017, S. 8).

Die erklärten Ziele des Vereins waren also vorrangig, die Kulturgüter des Landes zu erhalten und seine antike Geschichte aktiv zu erschließen (vgl. Klagian 2007, S. 1).

[...] Von den Funden in Pompeji inspiriert, nahm der Fabrikbesitzer Samuel Jenny ab 1868 auf eigene Kosten Ausgrabungen vor, durch die Brigantium zum Begriff wurde. Sein Neffe Carl von Schwerzenbach setzte Jennys Arbeit fort – ebenfalls mit eigenen Mitteln. Und auch Adolf Hild, Angestellter des Museumsvereins, Museumsdirektor Elmar Vonbank, sein Nachfolger Helmut Swozilek und dessen Stellvertreter Gerhard Grabher führten diese Tradition mit Forschungsgrabungen zur Ur- und Frühgeschichte und zur römischen Geschichte weiter. Etwa um 2000 hat sich das Museum aus der Grabungsarbeit zurückgezogen. (vorarlberg museum 2017, S. 8)

Zu den Männern der ersten Stunde gehörte neben dem bereits genannten Samuel Jenny auch der schottische Fabrikant John Sholto Douglass, der als Amateurforscher 1870 im Selbstverlag eine umfangreiche Schrift mit dem Titel „Die Römer in Vorarlberg“ herausgab. Douglass interpretierte beispielsweise den Fund einer römischen Reiterstatu-

ette auf der Heidenburg bei Göfis für seine Überzeugung, dass sich dort das römische Clunia befunden habe (vgl. dazu den gleichlautenden Rollinger-Beitrag aus dem Jahr 2003). Laut Robert Rollinger, der bis dato eine der umfassendsten Studien zur ‚Clunia-Frage‘ unter dem Titel „Eine spätrömische Straßenstation auf dem Boden des heutigen Vorarlberg?“ (Rollinger 1996) herausgab, eine These, für die der schottische Adelige massiv eintrat:

Den entscheidenden Vorstoß für eine Gleichsetzung Clunias mit der Heidenburg unternahm, J.S. Douglass [...] Dabei glaubte Douglass, daß [sic!] Clunia „jedenfalls von verhältnismäßig geringer Bedeutung, wahrscheinlich nur eine „Mansio“ gewesen sei [...] (ibid., S. 189)

#### 4.1 Erste Lokalisierungsversuche von Clunia

Die Lokalisierungsversuche von Clunia reichen allerdings bereits bis ins frühe 19. Jahrhundert zurück und neben der Heidenburg wurden auch die Anhöhe Gastra bei Rankweil, der dortige Liebfrauenberg oder der Neuburghorst bei Koblach als Örtlichkeiten vorgeschlagen (vgl. Pöll 2001, S. 239).

Zur Heidenburg sei noch angemerkt, dass sie als der Ort der „ersten dokumentierten ‚Ausgrabungen‘ auf dem Gebiet Vorarlbergs“ (Rollinger 2003, S. 5) bezeichnet werden kann; allerdings ist der Bericht über diese „bis in den Sommer des Jahres 1826 reichenden Unternehmungen“ (ibid.) verschollen. Inwiefern diese Erkundungen, die damit gut 30 Jahre vor der erwähnten Gründung des Landesmuseumsvereins 1857 stattfanden, wissenschaftlichen Charakter besaßen, ist nicht bekannt. In diesem



Zusammenhang erscheint aber interessant, dass anscheinend eigens zu diesem Zweck eine Gesellschaft gegründet wurde, die sich die Erforschung der Heidenburg-Ruine zum Ziel gesetzt hatte. (Vgl. Rollinger 2003, S. 7)

Die Forschungsgeschichte der ‚Clunia-Frage‘ reicht bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zurück: Robert Rollinger zitiert den Zürcher Gelehrten Cl. Schinzius, der die antike Straßenstation nach Meiningen verlegte. Kurz nach 1825 kam I. v. Arx anscheinend zur Auffassung, dass Clunia mit Feldkirch gleichzusetzen sei, eine Annahme, die er später revidierte, indem er unvermittelt die Ortschaft Klaus als Clunia lokalisierte. In einer noch älteren Arbeit wurde jedoch Göfis als Standort präferiert und bis „[...] in die 90er Jahre des 19. Jahrhunderts sollte die Heidenburg tatsächlich die prominenteste Anwärterin für eine Gleichsetzung mit der römischen Raststation bleiben [...]“ (Rollinger 1996, S. 188). Mit J.K. Zellweger gibt es einen weiteren Historiker, der Clunia mit Göfis (= Heidenburg) verknüpft. Rollinger zitiert diesen: „Schon lange wurde es als eine ausgemachte Sache von Altertumskundigen angenommen, daß [sic!] zwischen Brigantia und Magia noch ein römischer Waffenplatz, Clunia genannt, gestanden habe: indessen konnte man sich über die bestimmte Ortsanlage nicht vereinigen. [...]“ (ibid.) Später reihte sich noch eine Vielzahl Gelehrter in die Diskussion der ‚Clunia-Frage‘ ein.

Nachdem Samuel Jenny, der spätere langjährige Obmann des Landesmuseumsvereins, ab 1864 die Ausgrabungen am Bregenzer Ölrain geleitet und 1866 einen Rechenschaftsbericht darüber veröffentlicht hatte, legte er 1883/84 die gerade entdeckten römischen Ruinen

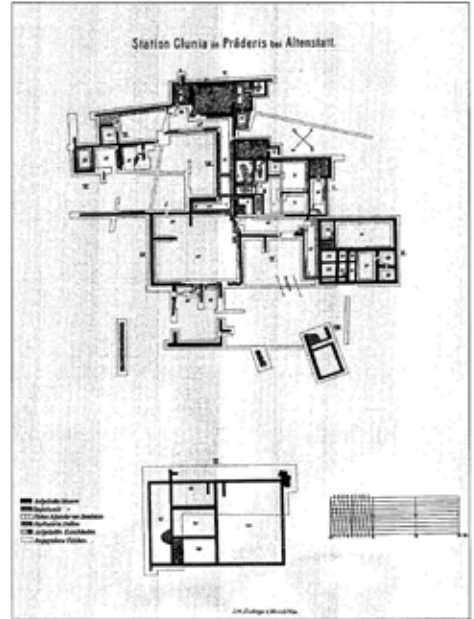


Abb. 1: Feldkirch-Altenstadt. Grundrissplan der 1883/84 ausgegrabenen römischen Gebäude. Nach Jenny 1888.

Abb. 3: Plan der 1883/84 von Samuel Jenny in Feldkirch-Altenstadt ‚Uf der Studa‘ ausgegrabenen römischen Gebäude.

in Feldkirch-Altenstadt ‚Uf der Studa‘ frei. Damit geriet auch dieser Komplex in die Diskussion um die Lage des antiken Clunia. Immerhin hielt es der prominente Altertumsforscher für möglich, dass die drei ergrabenen Gebäude Überreste des antiken Clunia gewesen sein könnten. (Vgl. Pöll S. 239)

#### 4.2 Archäologische Ausgrabungen ‚Uf der Studa‘

Um Missverständnissen vorzubeugen, scheint der Hinweis angebracht, dass die Fundstelle ‚Uf der Studa‘ in Feldkirch-Altenstadt – so die Flurbezeichnung – nicht identisch ist mit der römischen Villenanlage in Rank-

weil-Brederis, die etwa seit Mitte der 1950er Jahre archäologisch erforscht wird, wenngleich die Ortsbezeichnung „Praederis“ durch Jenny dies vermuten lassen könnte.

Seinen Grabungsbericht leitet Jenny mit einem mysteriös erscheinenden Hinweis aus der Sagenwelt ein – die Gestalt des legendären ‚Klushundes‘ und den Weg, den dieser von Götzis aus Richtung Altstadt nimmt, deutet der Archäologe als Indiz für den Verlauf des antiken Wegenetzes:

Mehr als irgend ein [sic!] anderes Gebiet in Vorarlberg umgeben den nähern und fernern Schauplatz der zu besprechenden Ausgrabung jene bekannten Mythen, durch deren luftiges Gewebe die Spuren heidnischen Lebens hervorschimmern. Der ‚Klushund‘ [...] nimmt seinen Weg von der Ruine Neu-Montfort [...] nach den Präderiser Wiesen und wird uns dadurch förmlich ein Wegweiser zu der entdeckten römischen Ansiedlung. (Jenny 1890, S. 8)

Die Fundstätte beschreibt der Grabungsleiter als einen Kilometer von der Altentädter Kirche entfernt, am alten Fußweg nach Meiningen gelegen, „[...] in wasserreicher fruchtbarer Ebene, die sich sowohl zum Betriebe der Viehzucht, als dem des Ackerbaues vorzüglich eignet.“ (Jenny 1890, S. 8) Trotz der flachen Lage bietet der Ort „freieste Aussicht nach allen Seiten“ (ibid.), und damit seien auch jene höher gelegenen Punkte, „die sich den Römern zu Rauch- und Feuersignalen der sowohl links als rechts vom Rheine ziehenden Straße entlang empfehlen mußten [sic!], [...] bis in weite Ferne übersehbar.“ (ibid.).

Jenny, der ja bereits über einige archäo-

logische Erfahrungen verfügte, stellt zu Beginn seines Berichts fest:

Das unterscheidende Merkmal der Villa in Präderis [sic!] von jenen in Brigantium liegt darin, daß [sic!] hier nicht in einem in sich abgeschlossenen Einzelbau alle nöthigen [sic!] Räumlichkeiten untergebracht sind, sondern eine Gruppe einzelner baulichen Objecte [sic!] von verschiedener Größe vorliegt, welche meist nacheinander entstanden nach Maßgabe des sich steigenden Bedürfnisses an Raum oder des wachsenden Wohlstandes seiner Bewohner. (Jenny 1890, S. 8f)

Er listet dann folgend die einzelnen freigelegten Gebäudeteile beziehungsweise -relikte auf, beschreibt sie akribisch und interpretiert deren Nutzung (s. Abb. 3): Das 75 x 50 m große Hauptgebäude (Bau I), das er als „Wohnung der Herrschaft“ (Jenny 1890, S. 9) deutet, bestand demzufolge aus mehreren voneinander unabhängigen Trakten, die durch überdachte Gänge miteinander verbunden waren. Durch die Anordnung der Gebäudeteile waren auf diese Weise im Laufe der Zeit auch zwei Höfe (IV und VII) entstanden. Jenny hatte die bauliche Entwicklung in drei Phasen eingeteilt, was Johannes Pöll (2001, S. 239), der als Grabungsleiter im Auftrag des Bundesdenkmalamts rund 120 Jahre später an gleicher Stelle tätig war (s. S. 19), als „bemerkenswert“ einstufte, da Jenny Unterschiede in der Mauerwerktechnik und der Bauausführung festgestellt und daraus die genannten zeitlichen Abweichungen abgeleitet hatte. Pöll (2001, S. 239), dazu wörtlich: An seinen Beobachtungen am Mauerwerk ist nicht zu zweifeln, an der Abfolge der Phasen vielleicht schon, denn die damals übliche Grabungstechnik sah keine Dokumentation von Schichtzusammenhängen vor, wodurch erst die



einzelnen Mauern und Böden in eine relative Abfolge gebracht werden können. Entscheidend war allein die Aufdeckung der Mauern und der daraus ablesbare Grundriss, was an den Grabungsgrenzen klar sichtbar ist.

Fasst man die Erkenntnisse der ersten wissenschaftlich relevanten Erforschung der archäologischen Stätte ‚Uf der Studa‘ zusammen, so kann man Funde vom 2. bis 4. Jahrhundert nachweisen, die „eine lange andauernde Besiedlung am Platz nahelegen und eine Benutzung der Anlage in der Spätzeit der römischen Herrschaft belegen.“ (Pöll 2001, S. 241).

## 5. Wissenschaftliche Erkundung an der Schwelle zum neuen Jahrtausend

Mehr als 100 Jahre dauerte es nach Jennys Ausgrabung in der Flur ‚Uf der Studa‘, bis die wieder im Boden verborgenen Überreste des römischen Anwesens erneut in das öffentliche Blickfeld gerieten, wenn auch nicht im wörtlichen Sinne: Da die dortigen, landwirtschaftlich genutzten Flächen Ende der 1990er Jahre in ein Gewerbegebiet umgewidmet werden sollten – was eine großflächige Überbauung zur Folge gehabt hätte –, wurde der Ruf nach einer genauen Standortbestimmung des Gebäudekomplexes laut. (Vgl. Pöll 2001, S. 241).

Dafür konnte man nun moderne, ar-



Abb. 4: Gesamtplan der Fundstätte ‚Uf der Studa‘ 1999 – nach geophysikalischer Prospektion durch ARCHEO PROSPECTIONS® – mit der denkmalgeschützten Kernzone (blau) und der größeren Fundzone (gelb).

chologische Prospektionsmethoden nutzen, die es ermöglichen, Fundorte „ohne mühsamen Spateneinsatz“ (ibid.) ausfindig zu machen: Neben der Luftbildarchäologie wird heutzutage nämlich zunehmend die sogenannte geophysikalische Methode angewandt, wobei in Österreich das Team von ARCHEO PROSPECTIONS®, das auch in Feldkirch-Altenstadt tätig wurde, auf diesem Gebiet als federführend gilt; bei dem Unternehmen handelt es sich, nebenbei bemerkt, um eine Abteilung der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien. (Vgl. Pöll 2001, S. 241).

### 5.1 Geophysikalische Untersuchung offenbart neue Gebäudefunde

Mit überraschendem Ergebnis wurde in den Jahren 1998 und 1999 der Bereich ‚Uf der Studa‘ geophysikalisch untersucht – im Detail mit den Mitteln des Bodenradars, der Geoelektrik und der Geomagnetik (s. Abb. 4). Neben dem Nachweis der bereits von Samuel Jenny ausgegrabenen und dokumentierten Objekte (s. Abb. 3) wurden dabei auf der 10 Hektar großen Fläche zehn weitere Gebäude, ein Straßenzug und die Umfassungsmauer des Gebäudekomplexes prospektiert; letztere reicht übrigens im Osten bis an die heutige Bebauung heran. (Vgl. Pöll 2001, S. 241)

Der unerwartete Prospektionsbefund hatte im neuen Jahrtausend eine Reihe weiterer Grabungen – bis 2008 noch durch das Bundesdenkmalamt selbst und danach in dessen Auftrag – zur Folge; die bisher letzte Grabungskampagne fand im Jahr 2016 statt und resultierte aus einem Straßen- und Wegbauprojekt der Stadt Feldkirch im Bereich des Räterwegs, für das eine archäologische

Baubegleitung notwendig war. (Vgl. Picker 2017, S. 27).

Bevor auf die genannten Ausgrabungen näher eingegangen wird, soll der Situationsplan, der die Ergebnisse der geophysikalischen Prospektion von 1998 und 1999 zusammenfasst (s. Abb. 4), erläutert werden: Die große, blau umrahmte Fläche kennzeichnet demnach den heute unter Denkmalschutz stehenden Bereich, in dem die nachgewiesenen Gebäudereste (als Grundrisse in Schwarz dargestellt) derzeit laut Picker (ibid.) nicht freigelegt werden sollten, da sie unter der schützenden Bodenschicht am besten konserviert blieben.

Die gelb gekennzeichnete Fläche stellt die darüber hinausgehende, archäologische Fundzone dar. Bei dieser handelt es sich um ein Gebiet, das, sollte dort ein Bauvorhaben beabsichtigt sein, zuvor archäologisch untersucht werden muss. In diesem Areal befinden sich auch die (rot markierten) Objekte beziehungsweise Bereiche, die durch die Grabungen zwischen 2005 und 2016 näher erkundet wurden. In diesem Zusammenhang sei angemerkt, dass die Kampagne von 2016, die im nordwestlichen Randbereich erfolgte, bis auf einzelne Kleinfunde nicht weiter nennenswert erscheint und der dazugehörige Grabungsbericht bis dato noch nicht veröffentlicht wurde.

### 5.2 Ausgrabungen zwischen 2005 und 2013 liefern neue Aspekte zu Clunia

In der ersten, auf die geophysikalische Prospektion folgenden Grabungskampagne durch das Bundesdenkmalamt wurden im Jahr 2005 an drei Stellen Suchschnitte geöffnet, um das Vorhandensein und den Aufbau einer breiten



Straße im Osten des römischen Anwesens zu bestätigen. Der erste Schnitt mit einem Ausmaß von 15 x 3 Metern brachte daraufhin die südwestliche Mauerecke eines römischen Gebäudes (s. Gebäude N, Abb. 5), zu Tage. Direkt daneben fand man eine zur Westwand parallel verlaufende Gesteinsfläche. Diese war bei der Prospektion sechs Jahre zuvor als Straße gedeutet worden, eine Annahme, die nunmehr durch den Grabungsbefund, wenn nicht widerlegt, so doch stark bezweifelt werden musste. (Vgl. Pöll 2006, S. 67)

Der zweite, nördlich vom ersten liegende Suchschnitt hatte eine Abmessung von 6 x 5 Metern. In einer Kulturschicht aus der Römerzeit wurde dort unter anderem eine Gesteinsstruktur, die als Hofmauer gedeutet wurde, begleitet von einer Reihe von Kleinfunden, freigelegt. Unter diesen befanden sich eine Bronzefibel aus dem 1. Jahrhundert sowie zwei Bronzemünzen aus dem 3. Jahrhundert, die Rückschlüsse auf eine frühe Besiedlung im Bereich ‚Uf der Studa‘ zulassen. Außerdem wurden überraschenderweise einige eisenzeitliche Funde getätigt, die aus dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr. (späte La-Tène-Zeit) stammen. Dies lässt auf eine noch ältere Vorgängersiedlung schließen. Im dritten Suchschnitt, der westlich des zweiten lag, wurden lediglich zwei Pfosten gruben aufgedeckt. (Vgl. Pöll 2006, S. 67)

Im Folgejahr wurden erneut Ausgrabungen vorgenommen, deren Ziel diesmal die teilweise Freilegung eines ca. 20 x 14 Meter großen, rechteckigen Gebäudes (s. Gebäude M, Abb. 5) war, das man neben einem augenscheinlich jüngeren, quadratischen Vorbau (etwa 7 x 7 Meter) im Südosten des Areals sondiert hatte. Dieses wurde wohl – durch



Abb. 5: Orientierungsplan der Grabungskampagnen 2005 – 2013 in der Flur ‚Uf der Studa‘.

erneute Münzfunde belegt – im 3. bis 4. Jahrhundert errichtet oder zumindest in diesem Zeitraum genutzt. Im Inneren des Gebäudes fand man zwei Reihen von Holzpfosten beziehungsweise die entsprechenden Gruben. Diese könnten als Stützen für ein Obergeschoss gedient haben. Das Gebäude an sich wurde als Speicher gedeutet, obwohl seine Funktion bis dato nicht zweifelsfrei geklärt wurde. Außerdem wurden erneut, wie schon bei der Grabung 2005, einige Keramikteile und eine Trockenmauer nördlich des Gebäudes entdeckt, die aus der späten Bronze- oder frühen Eisenzeit datieren, was die Annahme, dass die römischen Bauten an einem bereits früher kultivierten Ort errichtet wurden, weiter bekräftigt. (Vgl. Pöll, 2007, S. 69 f.)

Im Jahr 2007 wurde die Ausgrabung im

selben Bereich fortgesetzt; dabei wurden die restlichen Teile, das heißt die westliche Hälfte des bereits genannten Gebäudes M (s. Abb. 5), freigelegt und im Anschluss im Südwesten ein 16 x 2 Meter großer Suchschnitt vorgenommen. Dabei fand man im neu ausgehobenen Teil des Gebäudes ebenfalls acht Pfostengruben. Zusammen mit den im Vorjahr bereits freigelegten Pfostensetzungen konnte damit das mutmaßliche Aussehen des Gebäudeinneren rekonstruiert werden: Bei den beiden entlang der Mittelachse vorgefundenen Pfosten handelte es sich den Archäologen zufolge demnach vermutlich um Träger für eine Dachkonstruktion. Die übrigen Pfosten dienten wohl als Unterbau für einen Holzboden, womit die Annahme, dass es sich um ein Speichergebäude handelte, bekräftigt wird. Des Weiteren wurde in dem betreffenden Untersuchungsgebiet ursprünglich, aufgrund der geophysikalischen Untersuchung, eine Straßenstruktur angenommen (Grabungsbefund 2005, s. S. 21) und gehofft, dass es sich bei dieser um einen Beleg für die mit Gräben gesäumte römische Hauptstraße Mailand–Bregenz (mit Clunia als Straßenstation) handeln würde. Allerdings wurde diese Deutung von den Wissenschaftlern nun erneut und wohl endgültig wieder verworfen, da es bei den freigelegten Funden an wichtigen Merkmalen eines Straßenkörpers, wie beispielsweise einem Unterbau oder Fahrriillen, fehlte. (Vgl. Pöll, Knoche 2008, S. 67 f.)

Diese Annahme greift auch Picker (2017, s. S. 30) im Interview auf, wenn er sagt, dass es sich bei dem Gebiet ‚Uf der Studa‘ durchaus um eine große Villa mit Zusatzgebäuden oder einen Gutshof gehandelt haben könne. Denn die gedachte Verkehrsachse der auf der Tabu-

la Peutingeriana verzeichneten Hauptstraße, verlaufe, von Levis kommend, nicht ideal, wenn sie direkt an diesem Gebiet anliege. Es wäre daher plausibel, dass der Gebäudekomplex, so wie auch die Römervilla in Rankweil-Brederis, über eine Stichstraße mit der Überlandstraße nach Brigantium/Bregenz verbunden gewesen wäre.

Dem Grabungsbefund aus 2007 zufolge handelt es sich bei den vorgefundenen, weitflächigen Resten vielmehr um ein Gehniveau, das aus Kieselsteinen, kleinteiligem Ziegelbruch, Mörtel und Tuffbrocken besteht. Somit gehen die Archäologen eher von einer Pflasterung innerhalb des römischen Siedlungskomplexes als einer viel befahrenen Straße aus. (Vgl. Pöll, Knoche 2008, S. 67 f.)

Im Frühjahr 2008 wurde dann erneut eine Flächengrabung im genannten Bereich vorgenommen und dabei zwei neue Grabungsflächen von jeweils etwa 14 x 9 bzw. 10 Metern geöffnet. Ziel dieser Grabungskampagne war es, die nach den geophysikalischen Messungen von 1998/1999 erwarteten Steinplanierungen, die zunächst ebenfalls als Straße interpretiert worden waren, archäologisch zu beleuchten. Fläche 1 befand sich nördlich an das Grabungsgebiet von 2007 anschließend, Fläche 2 noch rund 30 Meter weiter nördlich. Bei dieser Grabung wurde ein Profil aus bis zu vier übereinander liegenden Schichten, bestehend aus einem gleichmäßigen Pflaster, freigelegt. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Feststellung, dass die Schichten im nördlichen Bereich dünner als die im südlichen sind. Da die Mehrfachschichten zum Ausgleich von Unebenheiten dienen, lässt dies darauf schließen, dass in der Römerzeit das nördliche Gebiet höher





lag als das südliche. Diese These wird auch dadurch gestützt, dass die parallel zur Straße verlaufenden Gräben im Süden sowohl tiefer, als auch mit mehr und tieferen Sickergruben bestückt waren, als im nördlichen Abschnitt. (Vgl. Pöll, Knoche 2009, S. 72)

Die umfangreichste Ausgrabung der letzten Jahre stellt die eines dreiköpfigen Grabungsteams unter der Leitung von Brigitte Fettingner im Jahr 2013 dar. Dessen Arbeit umfasste und verband die seit 2005 näher untersuchten Gebiete (abgesehen von zwei Suchschnitten aus der damaligen Grabungskampagne). Bei dem nun freigelegten Areal handelt es sich um das östliche Gebiet des Gebäudekomplexes ‚Uf der Studa‘, außerhalb des unter Denkmalschutz stehenden Geländes (s. Abb. 5), in dem sich das Gebäude N und die noch nicht offengelegten Bereiche des römischen Gehniveaus beziehungsweise des Straßen- oder Wegkörpers befinden. Bei der aktuellen Untersuchung konnte der Grundriss des prospektierten Gebäudes N allerdings nicht komplett offengelegt werden, da ein Teilbereich bereits überbaut ist – dieses Areal befindet sich in Privatbesitz und ist als Bauland gewidmet. Hinsichtlich des Wegstückes ergaben die weiteren Grabungsbefunde jedoch, dass es sich bei den Steinrollierungen vor dem Gebäude wohl eher um einen massiven, gepflasterten Vor- oder Stellplatz als um eine römische Hauptstraße handelt. (Vgl. Fettingner 2014, S. D4991)

Beim südlichen Teil der Grabung wurden weitere Teile dieses Weges freigelegt. Es handelt sich dabei um einzelne gepflasterte Gesteinsflächen, die von Gräben, Sickergruben und Pfostenlöchern gesäumt sind. Das stimmt mit

den Erkenntnissen der Grabungen von 2008 überein (s. S. 23). Außerdem wurden in der Nähe des Gebäudes N einige urzeitliche Funde getätigt, was wiederum die Erkenntnisse der früheren Grabungen, dass der Gebäudekomplex ‚Uf der Studa‘ auf einer sehr viel älteren Kulturschicht beziehungsweise einem zuvor besiedelten Ort errichtet wurde, untermauert.

## 6. Resümee

Wer heute entlang des Altenstädter Feldkreuzweges spazieren geht und seinen Blick über das unbebaute Gelände schweifen lässt, würde wohl kaum vermuten, dass sich unter der grünen Wiese eines der bedeutendsten Bodendenkmale Vorarlbergs verbirgt (s. Abb. 6). Und das, obwohl beinahe 120 Jahre nachdem der bekannte Altertumsforscher Samuel Jenny dort die Ruinen eines spätantiken Gebäudekomplexes ausgegraben hatte, die Ergebnisse modernster archäologischer Untersuchungsmethoden die Fundstätte ‚Uf der Studa‘ plötzlich massiv in das öffentliche Blickfeld rückten. Nach der geophysikalischen Prospektion von 1998/1999 wusste man, dass sich eine erhebliche Zahl weiterer Bauten aus der Römerzeit unter einer Fläche von rund 30.000 Quadratmetern befand, insgesamt also eine gewaltige Anlage!

Wie in der vorliegenden Arbeit aufgezeigt, wurden in der Folge dieser spektakulären Entdeckung mehrere Grabungskampagnen durch das Bundesdenkmalamt in Auftrag gegeben – auch vor dem Hintergrund beziehungsweise im „Spannungsfeld zwischen wirtschaftlicher Nutzung und Bewahrung eines Kulturdenkmals“ (Pöll 2001, S. 242). Das Ergebnis waren



*Abb. 6: Blick in nördlicher Richtung über das Bodendenkmal ‚Uf der Studa‘ in Feldkirch Altenstadt, wie es sich zu Beginn der vorliegenden Arbeit darstellt.*

eine Reihe neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse, wie zum Beispiel die Funde aus der Bronze- und Eisenzeit, die schon eine Besiedelung in vorrömischer Zeit als sicher annehmen lassen. Oder die Verifizierung der Nutzung des Gebäudekomplexes ‚Uf der Studa‘ bis in das 4. Jahrhundert hinein. Ein Aspekt ist jedoch bis zum heutigen Tage ungeklärt geblieben und das ist die sogenannte ‚Clunia-Frage‘, die Historiker und Archäologen seit jeher beschäftigt.

Wenngleich es eine ‚Binsenweisheit‘ ist, dass jede Erkenntnis, Bewertung und Schlussfolgerung – ob wissenschaftlich oder nicht – vor dem Hintergrund ihrer Zeit zu sehen ist, so muss man Alttertumskundler Jenny in Bezug auf die erstaunliche Exaktheit, mit der er seine Grabungsfunde in der Flur ‚Uf der Studa‘ kartographiert hat, auch aus heutiger Sicht noch höchste Anerkennung zollen. Ebenso hat Jennys sorgfältig

abgewogene Annahme, dass es sich bei der archäologischen Fundstätte um die römische Straßenstation Clunia handelt, bis in das 21. Jahrhundert Bestand; das heißt, sie kann auch mit den modernsten wissenschaftlichen Methoden weder eindeutig bestätigt noch widerlegt werden.

Bis zum heutigen Tag stellt sich also dieselbe Frage: Was war Clunia und wo lag es? Zwar gibt es, wie eingangs erwähnt, inzwischen eine gewisse Forschungstradition. Aber der Name Clunia kann, wie Experte Picker (2017) im Gespräch feststellt (s. S. 30), ebenso eine ganze „Siedlungskammer“ bezeichnen: „Clunia-Straßenstation ist nicht gleich Clunia-Dorf, Clunia-Villa. Kann ja sein, dass das alles diesen Namen getragen hat, auch zu verschiedenen Zeiten [...]. Das ist alles viel komplexer, als man sich das vorstellt.“



## Literaturverzeichnis, Bibliografie:

Burmeister, Karl Heinz (1983): *Geschichte Vorarlbergs*. 2. Auflage. Wien: Verlag für Geschichte und Politik.

DEHIO (1983): *Die Kunstdenkmäler Österreichs: Vorarlberg*, bearb. von Gert Ammann [u.a.] Hrsg. Bundesdenkmalamt (DEHIO-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs). Horn/Wien: Verlag Berger.

Jenny, Samuel (1890): *Römische Villa in Praeders bei Altenstatt: (Station Cluni-a)*. In: *Jahres-Bericht des Vorarlberger Museum-Vereins*, Nr. 29, Bregenz: Teutsch; S. 8 - 20.

Klagian, Thomas (2007) *Der Vorarlberger Landesmuseumsverein - Das Vorarlberger Landesmuseum. 150-Jahr-Jubiläum Vorarlberger Landesmuseumsverein 1857*. Online im Internet: [cdn2.vol.at/2007/04/Geschichte\\_des\\_Landesmuseumsvereines.pdf](http://cdn2.vol.at/2007/04/Geschichte_des_Landesmuseumsvereines.pdf).

Niederstätter, Alois (2014): *Geschichte Vorarlbergs. BAND 1. Vorarlberg im Mit-telalter*. Innsbruck: Universitätsverlag Wagner.

Pöll, Johannes (2001): *Die römische Straßenstation Clunia und der Gebäude-komplex „Feldkirch-Altenstadt - Uf der Studa“ – eine kritische Auseinanderset-zung mit einer neuen Projektstudie*. In: *Montfort: Vierteljahresschrift für Ge-schichte und Gegenwart Vorarlbergs*. Jg 53, Heft 3. Dornbirn: Vorarlberger Verlagsanstalt; S. 239 - 277.

Rollinger, Robert (1993): *Überlegungen zu einer römischen Geschichte des Gebietes des späteren Vorarlberg mit besonderer Berücksichtigung der Kummenbergregion*. In: *Kummenberg: eine Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft*. Jg. 2. Dornbirn, Wenin; S. 7 - 46.

Rollinger, Robert (1996): *Eine spätrömische Straßenstation auf dem Boden des heutigen Vorarlberg: Die Frage der Lokalisierung, der Charakteristik und der historischen Einordnung von Clunia vor dem Hintergrund einer spätantiken Verkehrsgeschichte der Raetia prima (nebst einer Forschungsgeschichte zur „Clunia-Frage“)*. In: *Montfort: Vierteljahresschrift für Geschichte und Gegenwart Vorarlbergs*, Jg. 48, Heft 3, S. 187 - 242

Rollinger, Robert (2003): *Der Fund einer römischen Reiterstatuette auf der Heidenburg, oder: Notizen zum Beginn der Beschäftigung mit der römischen Geschichte in Vorarlberg (II)*. In: *Alemania Studens: Mitteilungen des Vereins für Vorarlberger Bildungs- und Studenten-Geschichte 2003 Bd. 11*. Regensburg: Roderer; S. 5 - 21

Rollinger, Robert (=R.R.) (2005): *Die Römer im Gebiet des späteren Vorarlberg*. In: *Vorarlberg-Chronik*. Online im Internet: [http://vorarlberg-chronik.at/id1-bis400/roemer\\_vorarlberg](http://vorarlberg-chronik.at/id1-bis400/roemer_vorarlberg) (Zugriff am: 06.12.2017, 14:05)

Vonbank, Elmar (1983): *Zur Topographie urgeschichtlicher und römischer Fundstätten in Vorarlberg*. S. XI - XX. In: DEHIO (1983): *Die Kunstdenkmäler Österreichs: Vorarlberg*, bearb. von Gert Ammann [u.a.] Hrsg. Bundesdenkmalamt (DEHIO-Handbuch der Kunstdenkmäler Österreichs). Horn/Wien: Verlag Berger.

Fundberichte

Fettingler, Brigitte (2014): *Bericht zur Grabung Feldkirch-Altenstadt, römische Siedlung „Uf der Studa“ (Clunia) 2013*. In: *Fundberichte aus Österreich 2013*. Band 52. Wien: Verlag Berger; S. D4958 - S. D4994.

Pöll, Johannes; Knoche, Irene (2009): *KG Altenstadt, SG Feldkirch, VB Feld-kirch*. In: *Fundberichte aus Österreich 2008*. Band 47. Wien: Verlag Berger; S. 72.

Pöll, Johannes; Knoche, Irene (2008): *KG Altenstadt, SG Feldkirch, VB Feldkirch*. In: *Fundberichte aus Österreich 2007*. Band 46. Wien: Verlag Berger; S. 67 - 68.

Pöll, Johannes (2007): *KG Altenstadt, SG Feldkirch, VB Feldkirch*. In: *Fundberichte aus Österreich 2006*. Band 45. Wien: Verlag Berger; S. 69 - 70.

Pöll, Johannes (2006): *KG Altenstadt, SG Feldkirch, VB*

*Feldkirch*. In: *Fundberichte aus Österreich 2005*. Band 44. Wien: Verlag Berger; S. 67.

Informanten  
Mag. Dr. Andreas Picker MA (Gebietsreferent für Vorarlberg am Bundesdenkmalamt, Abteilung für Archäologie): Gespräch am 08.11.2017 in Bregenz

Internetquellen:  
Vorarlberg Chronik, Hrsg. Land Vorarlberg 2005, 3. Aufl. <http://vorarlbergchronik.at/> (Zugriff am: 06.12.2017, 14:05)  
vorarlberg museum (2017): vorarlberg. ein making-of. Ausstellungstexte Quartier C; Bregenz 2017 [http://www.vorarlbergmuseum.at/fileadmin/user\\_upload/landesmuseum/Ausstellungen/Quartier\\_C\\_making\\_of.pdf](http://www.vorarlbergmuseum.at/fileadmin/user_upload/landesmuseum/Ausstellungen/Quartier_C_making_of.pdf) (Zugriff am: 28.12.2017, 17:48)

Brockhaus, Mansio. <http://brockhaus.de/ecs/enzy/article/mansio> (Zugriff am: 04.01.2018, 12:45)

Brockhaus, Peutingersche Tafel. [http://brockhaus.de/ecs/enzy/article/peutin\\_gerschetafel](http://brockhaus.de/ecs/enzy/article/peutin_gerschetafel) (Zugriff am: 04.01.2018, 11:03)

Wikipedia, Auxiliartuppen. <https://de.wikipedia.org/wiki/Auxiliartuppen> (Zugriff am: 04.01.2018, 09:35)

Wikipedia, Limes (Grenzwall). [https://de.wikipedia.org/wiki/Limes\\_\(Grenzwall\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Limes_(Grenzwall)) (Zugriff am: 04.01.2018, 10:45)

Wikipedia, Peregrinus (Recht). [https://de.wikipedia.org/wiki/Peregrinus\\_\(Recht\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Peregrinus_(Recht)) (Zugriff am: 04.01.2018, 09:42)

Wikipedia, Villa rustica. [https://de.wikipedia.org/wiki/Villa\\_rustica](https://de.wikipedia.org/wiki/Villa_rustica) (Zugriff am: 04.01.2018, 10:03)

VOBS Vorarlberger Bildungsservice: Schulmediencenter des Landes Vorarlberg / Vorarlbergs Geschichte in Bildern (3500101) → <https://www.vobs.at/schulmediencenter/medien/vorarlberg-medien/vorarlberg-bildreihen/3500101-vorarlbergs-geschichte-in-bildern/Abbildungsverzeichnis>

Abb. 1: *Die römische Provinz Raetia mit Verwaltungssitz in Augusta Vindelicorum/Augsburg wurde um das Jahr 17 gegründet und bestand bis zu ihrer Teilung in eine Raetia prima und eine Raetia secunda beinahe 300 Jahre lang*. Quelle: [ftp://ftp.vobs.at/dias/UHVF8\\_06.jpg](ftp://ftp.vobs.at/dias/UHVF8_06.jpg) (Zugriff am: 21.11.2017, 18:45)

Abb. 2: *Der Ausschnitt der Tabula Peutingeriana, auf dem das antike Clunia vermerkt ist*. Quelle: [http://www2.vobs.at/dias/images/UHVF8\\_09\\_g.jpg](http://www2.vobs.at/dias/images/UHVF8_09_g.jpg) (Zugriff am: 07.12.2017, 19:26)

Abb. 3: *Plan der 1883/84 von Samuel Jenny in Feldkirch-Altenstadt, Uf der Studa' ausgegrabenen römischen Gebäude*. Quelle: Pöll, Johannes (2001): *Die römische Straßenstation Clunia und der Gebäudekomplex „Feldkirch-Altenstadt - Uf der Studa“ – eine kritische Auseinandersetzung mit einer neuen Projektstudie*; S. 240

Abb. 4: *Gesamtplan der Fundstätte „Uf der Studa“ 1999 nach geophysikalischer Prospektion durch ARCHEO PROSPECTIONS® - mit der denkmalgeschützten Kernzone (blau) und der größeren Fundzone (gelb)*. Quelle: *Zur Verfügung gestellt von Mag. Dr. Andreas Picker MA/ BDA*

Abb. 5: *Orientierungsplan der Grabungskampagnen 2005 - 2013 in der Flur „Uf der Studa“*. Quelle: *Zur Verfügung gestellt von Mag. Dr. Andreas Picker MA/ BDA*

Abb. 6: *Blick in nördlicher Richtung über das Bodendenkmal „Uf der Studa“ in Feldkirch Altenstadt, wie es sich zu Beginn der vorliegenden Arbeit darstellt*. Quelle: *Eigene Aufnahme von Gabriel Summer (22.09.2017, 15:05)*

## Frauen in der Politik



*Elisabeth Gehrer, Bundesministerin A.D.*

sind das 35,52 % und nicht mehr! Tatsache ist aber auch, dass viele Frauen heutzutage besser ausgebildet sind als viele Männer, mehr Frauen machen Matura, mehr Frauen als jemals studieren.

Woran liegt es nun, dass in den politischen Funktionen die Frauen immer noch so unterrepräsentiert sind?

Ich möchte nun keinen trockenen Bericht über Emanzipation und Gleichstellung liefern, sondern einige Episoden berichten, die ich erlebt habe und welche mögliche Gründe aufzeigen.

Oft wurde ich gefragt, wie man Ministerin wird. Meine Antwort darauf war immer: „Ministerin wird man nur, wenn man dann, wenn man gefragt wird, ja sagt!“

Diese Antwort birgt eine grundsätzliche Frage in sich: Wie kommt es dazu, dass eine Frau gefragt wird, ob sie eine politische Funktion übernehmen will? Üblicherweise sind es ja Männer, welche diese Fragen stellen sollten. Und das ist nicht so einfach, denn jede Frau auf einer Liste verdrängt einen Mann. 52 % der Wählerschaft sind Frauen, was sich in den verschiedenen Parlamenten und Regierungen aber nicht widerspiegelt. 2018 gibt es im österreichischen Nationalrat 65 Frauen, bei 183 Abgeordneten

Ich habe mich immer bemüht, Frauen zu motivieren, politisch tätig zu sein, sich in Listen aufstellen zu lassen. Wie oft habe ich da gehört: „Nein, das kann ich nicht, das traue ich mir nicht!“ Es fehlte einfach am Selbstbewusstsein. Bei Männern habe ich das nie erlebt, die halten sich meistens für jede Position für geeignet. So habe ich begonnen, Selbstbewusstseinskurse zu organisieren, mit guten Referentinnen, Videotraining und Feedback Kultur. Es wurde trainiert Reden zu halten, vor einem Spiegel zu üben, einen Spick-Zettel zu schreiben. Die Videoaufnahmen wurden gemeinsam besprochen und verbessert.

Es wurden gemeinsam viele Tipps für ein selbstbewusstes Auftreten erarbeitet:

- Übernimmt nicht überall automatisch die Rolle der Schriftführerin, stellt euch



der Wahl zur Obfrau.

- Meldet euch bei Diskussionen sofort zu Wort. Wenn schon alles von Männern gesagt ist, horcht euch niemand mehr zu.
- Hört auf Kaffee einzuschenken und Nusskipfel zu verteilen. Das kann doch jeder Mann selber.
- Schreibt euch Spickzettel für euren Redebeitrag und übt daheim vor dem Spiegel.
- Lasst euch von eurer Familie das politische Engagement nicht vermiesen.
- Scheut euch nicht vor einer Kampfabstimmung, das gehört zum politischen Leben dazu.
- Beherzigt den Satz: „Immer lieb ist auch fad!“ Und wir wollen ja nicht, dass es die Männer fad haben.
- Diskutiert offen mit allen, wie wichtig politische Arbeit ist, denn ohne diese Tätigkeiten hätten wir keine Demokratie sondern wahrscheinlich eine Diktatur.

Vielleicht haben diese Kurse etwas bewegt. Bei der Listenerstellung zur Gemeindewahl 1998 mit dem Spitzenkandidaten Dipl.Vw. Siegfried Gasser haben wir eine Liste mit 52 % Frauenanteil im Reißverschlussystem erstellt. Das war immerhin ein Fortschritt.

Mit der Solidarität unter Frauen ist es auch so eine Sache. Ich habe immer wieder erlebt, dass Männer bei Listenerstellungen prinzipiell Männer wählen und eifrige Frauen auch noch Männern die Stimme geben. Ich habe mir oft überlegt, warum das so ist. Vielleicht ist es historisch begründet. Es war immer so, dass Männer vorne sind und Frauen eine untergeordnete Rolle spielen. Dagegen hilft nur eines – die Quotenregelung. Ich war und bin eine große Befürworterin einer Quotenregelung mit einer positiven Diskriminierung der Männer.

Was meine ich damit?

Der ehemalige Landeshauptmann von Südtirol Dr. Magnago hat die „positive Diskriminierung“ bei einer Rede anschaulich erklärt. Es ging um die Frage, genügt in Südtirol eine Gleichbehandlung von Südtirolern und Italienern?

Dr. Magnago sagte: „Das genügt nicht. Es gibt ein großes Ungleichgewicht zwischen Südtirolern und Italienern bei der Besetzung von Posten, bei der Vergabe von Wohnungen, bei Führungspositionen. Überall sind die Italiener vorne. Es besteht also eine große Ungleichheit und Ungleiches kann man nicht gleich behandeln.

Die Südtiroler müssen so lange bevorzugt werden, bis zwischen beiden Bevölkerungsgruppen ein Gleichstand erreicht ist. Dann kann die Gleichbehandlung erfolgen.“

Dieser Gedankengang hat mir sehr gut gefallen. Frauen müssen solange bevorzugt werden, bis 52 % der Positionen mit Frauen besetzt sind, denn auch 52 % der Wählerschaft sind Frauen. Wenn wir einmal 52 % der politischen Positionen besetzen, dann kann eine Gleichbehandlung zwischen Frauen und Männern erfolgen. Das nenne ich positive Diskriminierung der Männer bis ein Gleichstand erreicht ist.

Was ich auch in meiner Laufbahn gelernt habe ist, dass eine Frau sich um des lieben Friedens willen nichts gefallen lassen darf. Bei einer Sitzung mit lauter Männern sagte der Vorsitzende zu mir: „Liesl, schreib mit!“ Ich war baff und antwortete: „Schreib doch selber, Du kannst ja auch schreiben!“. Natürlich war er sauer, aber das musste ich aushalten. Es muss Schluss damit sein,

dass Frauen automatisch untergeordnete Rollen zugeteilt werden. Auch manche Journalisten tragen zu dieser Rollenfestlegung bei. Ich war gerade von der ÖVP zur Ministerin nominiert worden, wollte der ORF schon ein erstes Interview. Eine Frage dabei lautete: „Und was macht jetzt ihr armer Mann in Bregenz?“. Meine Antwort: „Ein durchschnittlich intelligenter Mann verhungert nicht!“. Ich habe noch nie gehört, dass ein Mann bei seiner Nominierung danach gefragt wird, wie es denn seiner Frau gehe.

Die Gründe, warum nicht genügend Frauen in der Politik sind, sind also vielfältig:

- Mangelndes Selbstbewusstsein.
- Überbelastung durch familiäre und soziale Aufgaben.
- Doppelbelastung durch Beruf und Familie.

- Mangelnde partnerschaftliche Aufteilung von Aufgaben.
- Immer noch vorhandenes Machtdenken der Männer.
- Geringes Ansehen von politischen Tätigkeiten in der Gesellschaft.

Es macht mich immer noch traurig, wenn Politikerinnen und Politiker nicht geschätzt werden, wenn ihre Arbeit nicht gewürdigt wird. Ohne Menschen, die sich politisch engagieren, hätten wir keine Demokratie, sondern wahrscheinlich eine Diktatur. Politische Arbeit ist Arbeit für das Miteinander in einer Gesellschaft, für die Entwicklung des Landes, für das Funktionieren des Staates und für das Leben in einem gemeinsamen Europa. Ich wünsche mir daher viele Frauen, die bereit sind, zusammen mit den Männern unser schönes Österreich zu gestalten.

Denk ein starkes TEAM!

Denk 

  
**UNIQA**  
GeneralAgentur  
Schnetzer



- Versicherungen
- Bausparen
- UNIQA Leasing

Manuel Schnetzer ■ 0664/527 21 87 ■ [manuel.schnetzer@uniqa.at](mailto:manuel.schnetzer@uniqa.at)

Michael Töchterle ■ 0664/922 31 71 ■ [michael.toechterle@uniqa.at](mailto:michael.toechterle@uniqa.at)



Wir gratulieren der KMV Clunia zu ihrem 110. Jubiläum!

# #glaubandich

Wir wollen unseren Kundinnen und Kunden Mut machen. Mut an etwas zu glauben, an Zielen festzuhalten – und diese auch zu verwirklichen. Wir, als Sparkasse Feldkirch, glauben an Sie und unterstützen Sie dabei.

**SPARKASSE**   
Feldkirch

www.sparkasse-feldkirch.at  
facebook.com/spkfeldkirch

Was zählt, sind die Menschen.



*Der Clunier* ist die verbandsübergreifende Zeitschrift der KMV Clunia und der katholischen Verbindungen Vorarlbergs einschließlich des Vorarlberger Cartellverbandes.

[clunia.at/clunier.php](http://clunia.at/clunier.php)

## Geschichte der KMV Clunia

1907/08

### Katholische Gründungswelle

Im Jänner 1907 stifteten drei Dornbirner Realschüler - mit Unterstützung der Cimbria Innsbruck - eine Sieberg. Anfang September feierten die CVer in Bregenz ein prächtiges VCV-Fest. Zwei Wochen später schlossen sich Bregenzer Gymnasiasten am Kustersberg, der Überlieferung nach im Schutz einer großen Eibe, zu einem gleichnamigen katholischen Freundeskreis zusammen, der sich unter deutschfreiwilligem Druck zur Verbindung festigte.

1908

### Ferienfreuden und Strafgericht 1908

Wir dürfen davon ausgehen, dass der Großteil der späteren Gründungsburschen und -fuchse Clunias bereits Feriensippen angehörten.

Das belegt auch das Protokoll einer außerordentlichen Lehrerkonferenz, die Direktor Dr. Viktor Perathoner (1846 bis 1915) am 1. Oktober 1908 einberief. Er hatte selbst beobachtet, wie etliche seiner Schüler am 11. August 1908 mit dem Zug nach Götzis fuhren. - Dort trafen sich in der „Tauben“ die Feriensippen zum jährlichen „Kaiserkommers“ (zu Kaisers Geburtstag, 18. August), an dem neben Honoratioren 130 Studenten teilnahmen und am Abend zur Neuburg zogen, wo sie Impressario Wilhelm Ender v/o Ketsch (1881 bis 1918, Montfort,



*Gründungs senior Oskar Kleboth starb bereits 1919. Dieses Foto ziert seinen Grabstein in Gaschurn.*

CV Austria Innsbruck) als Burggeist verzauberte. - Das allerdings konnte Perathoner allenfalls nur vermuten. Um was es sich in Götzis aber gehandelt habe, lasse eine Postkarte ahnen, mit der Hoch- und Mittelschüler einen Herrn in Feldkirch „vom fröhlichen Stiftungsfeste Alemannias“ die herzlichsten Grüße sandten. - Alemannia Bludenz feierte im September drei Tage lang ihr 15. Stiftungsfest; die Kommersrede hielt Landeshauptmann Adolf Rhomberg.





Ich bestätige freiwillig, daß ich  
vollständig freiwillig der katholisch  
christlichen Gymnasialvereinsverei-  
nigung Clunia! Feldkirch  
beitretend bin.

Michael Simma  
Student  
geb. in Oll (Langenmühlb.).

alx

Ich bestätige freiwillig, daß ich  
am 22. Dezember 1908 in  
Feldkirch unter meinem Ja,  
freiwillig der katholischen  
Gymnasialvereinsverei-  
nigung Clunia! beitreten und ich  
dies mit Wohlgefallen bestätige.

Zech Adolf.

Im Sommersemester 1909 stellen die Aktiven Reverse aus, dass sie sich - wie Adolf Zech - freiwillig an der Gründung beteiligt haben oder - wie Michael Simma - Clunia aus freien Stücken beigetreten sind.

**1908  
Gründungsversammlung am  
22. Dezember**

Nur drei Tage später, am 22. Dezember 1908 trafen sich „etliche Oktovaner“ auf der Bude Adolf Zechs, der bei Kaufmann Karl Briem (Schmiedgasse 21) logierte. Von der Maturaklasse 1907/08 lassen sich neben Senior Oskar Kleboth (1889 bis 1919), Fuchsmajor Max Lützel-schwab (1888 bis 1912) und Adolf Zech

(1887 bis 1966), den eigentlichen Grün-dern, jedenfalls noch David Jochum (1883 bis 1970, Lehrer und Bludenzer Bürgermeister), Ferdinand Netzer v/o Klips (1889 bis 1987, Professor in Inns-bruck), Rudolf Böhler v/o Mignon (1887 bis 1962, Priester) und Josef Vinzenz (1890 bis 1967, plante die Vereinigungs-brücke) als Clunier nachweisen. Das wären sieben von 16 Maturanten.



Adolf Zech in jungen Jahren.

Was sie genau beschlossen, bevor sie in die Weihnachtsferien auseinandergin-gen, ist nicht mehr überliefert. Jeden-falls rangen sie sich zur Gründung einer richtigen Verbindung durch, auf Gedeih und Verderb. Später mussten alle Grün-dungsburschen und auch die Fuchse schriftlich bestätigen, dass sie Clunia freiwillig beigetreten sind. Mit diesem be- und entlastenden Dokument versicherte sich Clunia ihrer Loyalität. Die Statuten verpflichteten zur strengsten Wahrung des Verbindungsgeheimnis-ses und sahen einen Schutzmechanis-mus vor, der es bei Untersuchungen er-möglichte, selbst unter Eid den Bestand



einer Verbindung zu leugnen: *„Bei Gefahr gilt die Verbindung für aufgelöst: Es hat jedoch jedes Mitglied derselben die Pflicht, nach Beseitigung der Gefahr sich wieder zu melden.“*

Wann der Verbindungsname gewählt wurde, wissen wir nicht. Zech folgend erinnert er an die Gründungskneipe in Göfis, wo man mit der „Heidenburg“ die legendäre römische Poststation Clunia gefunden glaubte. Der Name stand aber bereits zuvor fest. Der Saxobaier Gissinger dankte der „katholischen deutschen Mittelschulverbindung Clunia“ für die Einladung zur Gründungsfeier; und verwendete bereits den Clunia-Zirkel.

Während Sieberg, Kustersberg, Artus-Tafelrunde und auch der Hainbund deutsche Namen wählten, fiel mit Clunia die Entscheidung für einen lateinischen Namen.

Michael Simma (1891 bis 1971), einer der ersten Fuchse, erklärte 1920, weshalb bei der Gründung gerade die Farben Rot-Weiß-Gold und himmelblaue Mützen gewählt worden seien: „rot-weiß sind die Farben unseres Heimatlandes Vorarlberg und gelb-weiß die Farben des Papstes. Zu beiden stehen wir als kath.-deutsche Studenten ‚In Treue fest!‘. Die Fröhlichkeit soll aber auch gepflegt werden, heiter wollen wir sein wie der blaue Himmel.“ Der Wahlspruch „In Treue fest!“ wurde vielleicht von den Kaiserjägern entlehnt, bei denen die Vorarlberger dienten.

## 1909 Clunias Programm

Beim VPV wurde Clunia zunächst mit dem 21. Februar 1909 als Gründungsdatum geführt. Vielleicht war das kein

Zufall, fand an diesem Tag der offizielle Gründungsconvent statt oder das Datum bezog sich auf die Gründungsfeier, die am 23. (oder 28.) Februar 1909 im alten Gölfner Pfarrhaus stattfand.

Spätestens bei dieser Gelegenheit müssen die ersten Fuchse rezipiert worden sein. Denn Senior Oskar Kleboth wies in seiner Festrede darauf hin, dass Clunias imposanter Bau bereits auf 13 Säulen ruhe.

Clunias mit 136 Paragraphen sehr detailfreudigen Gründungssatzungen sind uns in einer Abschrift überliefert, die Karl Kleiner v/o Hagen (1904 bis 1995), später als Pater Sighard Generalabt der Zisterzienser, 1922 als Unterlage für die Gründung der Altmehrerauer-Verbindung Augo Nibelungia Innsbruck anfertigte. Die programmatischen Bestimmungen lauten:

*„§ 1. Die Clunia ist eine deutsche, patriotische, katholische Lebensverbindung von Studenten des Obergymnasiums in Feldkirch.*

*§ 2. Sie bezweckt die Förderung der katholischen Religion, Vaterlandsliebe, Freundschaft und Wissenschaft. Als solche verbietet sie allen ihren Mitgliedern aufs strengste Duell und Mensur.*

*§ 3. Sie bezweckt ferner, das Leben der Mitglieder in kollegial-freundschaftlicher Weise zu gestalten, durch Geselligkeit zu beleben, sowie sich gegenseitig im Studium zu unterstützen.“*

Vermutlich stimmten die Gründer in Göfis bereits die martialische Burschenstrophe an. Und deshalb wohl die Burschenstrophe: *„Frisch voran mit keckem Mute! Burschen prägts ins Herz euch ein: Lasst uns kämpfen für die Freiheit, treten für die Wahrheit ein! Wir als ech-*



*te Deutsche dienen nimmer im Tyrannensold und vor unsern Augen fliehet hoch das Banner Rot-weiß-gold!“*

„Christlich, deutsch und frei!“ prangte auf dem Keilfalter, mit dem die CV-Verbindungen im Sommer 1908 in großer Auflage um die Maturanten warben.<sup>61</sup> Gut katholisch, gut österreichisch und in diesem Sinne auch gut deutsch wollten die katholischen Korporationen Alt-Österreichs sein.

## 1909

### Beitritt zum VMCV

Laut dem „Kartellbericht“ des Vororts Sieberg für 1908/09 sagten die Feldkircher bei einer „Festkneipe“ der Clunia am 29. Mai 1909 den Beitritt zum VMCV zu. Diese Zusage lösten sie beim Schluss-Cardellconvent am 29. Mai 1909 ein. Damit zählte der VMCV nun bereits 74 Aktive, wovon allein 29 auf Clunia entfielen, gefolgt von Kustersberg (20), Sieberg (14) und Artus-Tafelrunde (11).

Die VMCV-Statuten, die Sieberg Clunia übersandt hatte, belegen, dass es sich beim VMCV nicht um einen Landesverband des ersten österreichweiten Mittelschüler-Cardell-Verband (MCV) handelte, der von 1900 bis 1913 Bestand hatte. Sieberg, Kustersberg und Artus-Tafelrunde traten ihm bei, Clunia hielt sich fern.

Kustersberg und Sieberg beschlossen auf einem Cardellconvent am 25. März 1912 die Auflösung des VMCV: „Da unsere Verbindung durch die ‚Artus Tafelrunde‘ oft beunruhigt worden war und die weitere Existenz der letzteren durch den Austritt der Hauptmacher in Frage gestellt wurde, bestand nurmehr zwischen ‚Sieberg‘ und ‚Kustersberg‘ ein

*freundschaftliches Verhältnis.“* Clunia war sistiert. Sie wird in den Annalen erstmals 1919 erwähnt, als Kustersberger am 11. April offiziell den Osterkommers Clunias besuchten. Artus Tafelrunde musste mehrfach sistieren und überdauerte den Weltkrieg nicht.

Die jungen Clunier beteiligen sich an der Gründung weiterer Feriensippen. Rudolf Bachmann v/o Dagobert (1891 bis 1953) und Friedrich Bachmann v/o Bacchus (1890 bis 1962) gründeten mit einigen Stellanern im Vorderland – auf Walgau-Territorium – am VCV vorbei eine Rhätia. Michael Simma v/o Siegfried beteiligte sich 1911 an der Gründung der Silva Brigantina für den Brengenzwald.

## 1911

### Sistierung

Bereits 1909 hatten die Deutschnationalen die Städte Feldkirch und Bludenz



*Clunias Gründungsfuchsmajor Max Lützelschwab als Fuchsmajor der Saxo-Bavaria Prag (CV) im WS 1910/11. Links und rechts neben ihm sitzen wohl die Clunia-Zwillinge Emil und Franz Seeberger, die diese Karte am 3. Dezember 1910 Ferdinand Juen schickten: „Von unserem Weihnachtskommers die herzlichsten Saxo-Bavaren Grüße senden Kastor und Pollux.“*



verloren, im Landtag verfügten sie noch über zwei Mandate. Das zweite Kampfmandat im Abgeordnetenhaus des Reichsrats aber eroberte 1911 der Bregenzer Bürgermeister Dr. Ferdinand Kinz (1872 bis 1935) zurück, der als Gymnasiast einst in der Nibelungia Feldkirch Rüstzeug erworben und 1892 die Burschenschaft Germania Innsbruck gegründet hatte.

Gleichzeitig ritt der „Volksfreund“ unter dem Titel „16 Jahre Feldkircher Staatsgymnasium 1895-1911“, einmal mehr, heftige Attacken gegen Religionsprofessor Jakob Felder. Nun wurde ihm unter anderem vorgeworfen, er habe seit Ende der 1890er Jahre gegen die deutschnationalen Verbindungen gehetzt und für die „frommen“ Hochschulverbindungen geworben.

Vielleicht war es diese Wahlkampffehde, die Clunia eine Sistierung ratsam erscheinen ließ. Alle Verbindungen mussten bis 1918 mehrmals ihren Aktivenbetrieb einstellen - aus Mitglieder-mangel, interner Uneinigkeit oder Desinteresse, wegen Aufdeckungsgefahr oder weil sie aufflogen. Während Siegberg und Kustersberg sich immer wieder regenerierten, sollte Artus Tafelrunde den Ersten Weltkrieg nicht überstehen. Auch Clunia tat sich schwer.

Einen traurigen Anlass zum Wiedersehen bot im Juni 1912 die Beerdigung des Gründungsfuchsmajors Max Lützel-schwab in Tisis, der als Senior Saxo Bavaria und des Prager CV überraschend gestorben war. Noch heute ziert sein Grabstein am Tisner Friedhof eine Gedenktafel Saxo-Bavarias.

## 1914 Wiedergründung Clunias

Einer der ersten Präfekten der Kongregation war Julian Thurnher (geb. 1898). Mit ihm gelang es den „Brixnern“, eine begeisterte Führungspersönlichkeit zu keilen. Oder war es umgekehrt? - „Im Schuljahr 1913/14“, berichtet Thurnher in den Philisterannalen, „wurde mit den Philistern in Brixen von Seiten des Teja (Thurnher Julian) reger Gedankenaustausch gepflegt, der noch im Verlaufe des ersten Semesters zur Wiedererrichtung Clunias führte.“

Schon wenige Monate nach dem offiziellen Neubeginn brach ein Weltkrieg aus. Obwohl sich die Reihen in Feldkirch lichteteten, überdauerte Clunia die vier Kriegsjahre.

Unter den 72 gefallenen ehemaligen Schülern des Staatsgymnasium waren fünf Clunier: Anton von der Thanen (1892 bis 1914), Josef Linder (1890 bis 1914), Gottfried Schneider (1891 bis 1916), Anton Greber (1894 bis 1918) und Adolf Zoderer (1892 bis 1917), von dem eine Beitrittserklärung von 1909 überliefert ist. Auf dem Kriegergedächtniskreuz, das 1937 Philistersenior Rudolf Bachmann von seinem Bruder, Bildhauer Georg Bachmann, gestalten ließ, waren nur die ersten vier verewigt.

## 1919 Koalitionsfreiheit

Am 30. Juli 1919 erging der Erlass des sozialdemokratischen Unterstaatssekretärs und Schulreformers Otto Glöckel (1874 bis 1935), der die Koalitionsfreiheit der Mittelschüler außer Frage stellte. Wörtlich wurde bestimmt: „Der Teilnahme von Mittelschülern der Ober-



*klassen an Vereinen ist von seiten der Schule kein Hindernis in den Weg zu legen. Die widersprechenden Bestimmungen der Disziplinarordnung haben außer Kraft zu treten.*

*Sache der Lehrer wird es sein, insbesondere im Wege der Schulgemeinde dahin zu wirken, daß jegliche politische und konfessionelle Verhetzung von der Schule ferngehalten werde. Es muß eine Ehrenpflicht der Schulgemeinde sein, in ihrer Mitte keine Friedensstörung zu dulden. Vereinsabzeichen dürfen in der Schule nicht getragen werden.“ Die Pennalien waren damit legalisiert, „das Katakombenleben war zu Ende“.*

Clunia schloss sich nun einem österreichweiten Kartell an. So erklärte ein Vertreter bereits am 10. September 1919 auf dem ersten Verbandsconvent in Wien Clunias Beitritt zum Verband der katholisch-deutschen Pernalverbindungen Österreichs (VPV).

Mit der offiziellen Konstituierung nach dem Vereinsgesetz hatten es die Vorarlberger Mittelschulverbindungen nicht eilig. Mit Abstand als erste wird Clunia im März 1921 einen Nichtuntersagungsbescheid erwirken, als „öffentliche Verbindung katholisch-deutscher Gymnasiasten in Feldkirch“, wohl nicht zufällig im Vorfeld ihres ersten „Familienabends“ im Saalbau, mit der sich die Verbindung am 1. April 1921 mit Theater, Glückstopf und Musik der Feldkircher Gesellschaft vorstellte.

## **1919 Zweiter Philisterverband 1919**

Am 19. Dezember 1919 konstituierte sich in Feldkirch ein neuer, der zweite Philisterverband. Der Philisterconvent

bestätigte die Satzungen des „Philisteriums der Clunia“, die der Philisterzirkel Innsbruck bereits provisorisch in Kraft gesetzt hatte. Er wählte den 21jährigen stud. phil. Julian Thurnher v/o Teja zum Philistersenior. Im Anschluss daran tagte der den Alten Herren und aktiven Burschen gemeinsame Cumulativconvent. Am Abend feierte Clunia im „Rösslesaal“ ihren ersten „legalen“ Kommers mit einer unerwartet großen Zahl an Festgästen, darunter Bürgermeister Franz Unterberger.

Dr. Julian Thurnher, Leiter der Landwirtschaftskrankenkasse für Vorarlberg in Bregenz, wurde, wahrscheinlich 1925, zu Clunias erstem „Doctor cerevisae“ promoviert.

Clunias Aktivitas nahmen sich dafür konsequent zwei Gymnasialprofessoren aus den Reihen des CV an: Karl Gunz (1885 bis 1944), unter „Gumpi“ als ein Feldkircher „Original“ bekannt, und Protas(ius) Heinrich (1881 bis 1958). Clunia verlieh Gunz 1920 und Heinrich 1923 die Ehrenmitgliedschaft. Eigenartig ist, dass Jakob Felder, der 1924 von den jungen Clunier hoch verehrt starb, nie zum Ehrenmitglied ernannt wurde. Aktive in Couleur trugen seinen Sarg zum Grab.

Von den 18 Lehrern, die 1929/30 unterrichteten, waren Direktor Bobleter und Gunz Austria Innsbruck, Heinrich Vindelicia München, Dr. Anton Methlagl Leopoldina Innsbruck, im CV korporiert, Dr. Anton Beirer und Josef Rauch bei Tirolia Innsbruck, Dr. Josef Wolf Gründer der Vindelicia Hall-Innsbruck (auch Sternkorona Hall). Dr. Guido Burtscher gehörte der Feriensippe Alemannia Bludenz an, Dr. Ferdinand Gantner hatte in Clunias Gründungs-

tagen zu ihren Füchsen gezählt, muss aber ausgeschieden sein. Nach Gunz und Heinrich wird Clunia noch Dr. Rudolf Wittwer (1933) und Methlagl (1937) zu Ehrenmitgliedern ernennen.

**1938**

### **Das NS-Regime und die Clunia Aus den Erinnerungen von Regierungsrat Gebhard Zotter v. EB Tell**

Wir schreiben das Jahr 1938. Die Verbindung blühte und es stand ein umfangreicher Chargenwechsel an. Viele erfahrene Burschen hatten gerade maturiert und gaben die Zügel an die jüngere Generation weiter. Zu jener Zeit befand sich die Bude der Clunia in einem größeren Raum des damaligen Vorarlberger Hof - genannt Riebelhof. Derart situiert, wegen der Nähe zum Bahnhof und der daraus resultierenden Möglichkeit noch vor der Heimfahrt auf ein Bier vorbeizuschauen, wurde selbige zu einem Treffpunkt der so genannten „Fahrschüler“. Dieser Begriff bezeichnet jene Schüler, die nicht in Feldkirch wohnten und somit ihren täglichen Schulweg über den Bahnhof anzutreten hatten. Im Jahre 1938 setzte sich das Chargenkabinett aus folgenden Personen zusammen: Senior (x) war Ludwig Gassner, Consenior (xx) war Furtenbach Herbert, Fuchsmajor (FM) war Nenning, welcher, wie man dazu sagen muss, noch zu den erfahreneren Burschen gehörte. Zuletzt und besonders als Quelle dieser Erzählung genannt, unser damaliger Kassier (xxx) Gebhard Zotter. Fast das gesamte Chargenteam mit Ausnahme des FM Nenning bestand demnach aus Neuburschen, welche auch entsprechend wenig Erfahrung mitbrachten.

Der 11. März 1938, es schallten an jenem Nachmittag immer häufiger Berichte

von sich überschlagenden Ereignissen in Vorarlberg aus dem Rundfunk. Gegen Abend versammelten sich einige Bürger, unter ihnen auch Gebhard Zotter, in der Stadt um nach dem Rechten zu sehen.

Die Stimmung war schwer zu deuten, alles deutete auf den unmittelbar bevorstehenden Umsturz durch das NS-Regime hin. Zotter begab sich sogleich zur Bude, wo er als einziger auf Nenning traf. Es wurde viel diskutiert und beratschlagt, doch beide wusste nicht so recht, wie man sich zu verhalten hatte oder was einem nun bevorstand. Aufgrund der Ereignisse an diesem Freitag fiel die Schule am nächsten Tag aus. Einige wenige Clunier haben sich jedoch trotz des Schulausfalls, der Ereignisse wegen auf der Bude versammelt, nur um nachträglich festzustellen, dass sie schon überwacht und bespitzelt wurden. Dies war der Auftakt zur Sistierung der Clunia und der Beginn der NS-Zeit in Vorarlberg.

Die folgenden Jahre war Clunia praktisch nicht mehr existent. Es konnten zwar viele Unterlagen und Kunstgegenstände gerettet werden, doch waren nicht alle entsprechend sicher vergraben oder versteckt worden. Gerade weil die Schläger und Cerevis vom damaligen xx Furtenbach in Sicherheit gebracht wurden und bis heute nicht mehr gefunden werden konnten, hält sich das Gerücht hartnäckig, dass es irgendwo noch einen versteckten Cluniaschatz zu heben gibt. In den Jahren bis zum Neubeginn 1946 wurde das Verbindungsleben auf Eis gelegt. Der Krieg hielt Einzug



und viele Bundesbrüder ließen dabei ihr Leben. Eine sehr schwere Zeit hatte begonnen.

**1946**

### **Der Neubeginn**

#### **Reaktivierungen 1946 – 1955; 1964**

Im Verlaufe der Nachkriegszeit musste die Clunia öfters sistiert und wieder reaktiviert werden. Ein gewisser Altherrenstand konnte zwar immer aufrechterhalten werden, doch die Aktivitas befand sich auf Berg und Talfahrt. So wurde im Oktober des Jahres 1946, bei einer Zusammenkunft der Alt-Clunier (vor allem Dr. Bachmann, Augenfacharzt und Spender des Gefallenendenkmals, Dr. Konzett der unvergessliche Loki, Dr. Sinz von Rankweil, die beiden Brüder Dr. Reinhold und Dr. Ferdinand Hefel sowie Franz Nenning) erstmalig beschlossen, der Verbindung wieder Leben einzuhauchen und sie zu reaktivieren. Über Vorschlag und Betreiben von AH Zeppelin wurde Gebhard Zotter v. Tell mit den organisatorischen Tätigkeiten für eine Reaktivierung beauftragt und als provisorischer Senior eingesetzt. Es wurde wieder aktiv gekieilt und über diverse Insiderkontakte in der Schule, konnte eine motivierte und schlagkräftige Aktivitas aufgebaut werden. Leider hat sich selbige nicht selbst erneuert und so musste weiterhin von der Altherrenschaft eingegriffen werden. Die Zeitzeugenberichte über die damaligen Probleme lesen sich als wären sie im Jahre 2018 verfasst worden. Diese haben sich seit damals nur marginal verändert.

Der Kontakt zwischen der Altherrenschaft und der Aktivitas hatte zum damaligen Zeitpunkt stark gelitten, bzw. war kaum existent, da sich kaum Freundschaftsbande durch den immen-

sen Altersunterschied mehr entwickeln konnten. Die Altherrenschaft fiel einer Zersiedelung zum Opfer.

Nur noch wenige waren in Feldkirch selbst ansässig. Die Schüler, die doch ein gewisses Interesse zeigten, waren meist schon in anderen Organisationen tätig und hatten keine Zeit mehr übrig um noch mehr Freizeitaktivitäten nachzugehen. Trotzdem fand fast jeden Samstag ein AC statt. Bei der ersten Kneipe in Mauren wurden sogar 16 Aktive rezipiert. Darauf stieg im Dezember 1946 der erste Weihnachtskommers seit der Reaktivierung. Vier Mitglieder wurden gebürschert und sieben gebrandert. Am 11.1.1947 war es dann soweit. Alle Chargen außer der des Seniors gingen auf die Aktiven über. Mit Ende des Jahres 1948 hatte die Clunia regen Betrieb zu verzeichnen. Wir schauen auf einen Stand von 15 Burschen, 10 Fühse, 2 Spähfühse. Dieser Stand war ein guter Anfang, doch hielt sich selbiger nur bis ins Jahre 1955, in der Clunia erneut sistiert werden musste.

**1958**

#### **Gründung des VMKV und Reaktivierung der Clunia 1958-1963**

Diesem Abschnitt sei nur ein kurzes Kapitel gewidmet, da das Hauptaugenmerk dieser Zusammenfassung auf unserer Clunia liegt. Nichts desto trotz ist die Gründung des VMKV, der zumindest mit einer Personalunion in den VMCV eingegliedert ist, ein Bestandteil unserer Geschichte.

Zum damaligen Zeitpunkt, um genauer zu sein im Jahre 1957 wurde im ganzen Land über einen Beitritt zum MKV diskutiert. Sollten mehrere Verbindungen, allen voran die Wellenstein, einen Bei-

tritt durchführen, hätte dies automatisch die Gründung eines landesspezifischen Verbandes für Vorarlberg zur Folge. Des VMKVs. Diese Neugründung und diverse Hilfestellungen für Keilaktivitäten der anderen Verbindungen für die Reaktivierung der Clunia stand unter anderem auf der TO eines LAC am 31. Mai 1958, der größtenteils positiv für einen Beitritt ausfiel. Die Parteien wurden daraufhin mit der Verfassung von Statuten für einen Landesverband beauftragt, welche auf einem weiteren LAC am 20.12.1958 erneut diskutiert wurden. Während dieser Ausarbeitungen wurde die Clunia von den anderen Verbindungen unterstützt und konnte mehrere Spiefüchse für sich gewinnen, was aber leider nur eine kurze Reaktivierung in den Jahren zwischen 1958 und 1963 zur Folge hatte. Nichts desto trotz war die Reaktivierung 1958 in Hinblick auf das 50. Stiftungsfest der Clunia ein lohnenswertes Ziel, dem sich unter anderem AH Heinrich Kathan als Senior, Consenior Rudolf Amann, FM Rigobert Engljähriger, Schriftführer/Kassier Josef Rusch und Dr. Ferdinand Hefel v. Zeppelin verschrieben. Die Reaktivierung war stark durch die Verbindungen zum CV geprägt, welcher viel Werbung für die Clunia machte. Zu dieser Zeit stiftete der CV der jungen Clunia sogar 3 Schläger zum Kneipen. Insgesamt war die Reaktivierung 1958 erfolgreich, obwohl nur von kurzer Dauer.

Zurück zum VMKV: Gerade die Sieberg stand damals dem Eintritt in den MKV sehr kritisch gegenüber. Bis zur Gründung des Vorarlberger Ablegers des MKVs sollten allerdings noch einige Jahre ins Land ziehen. Erst 1963 war es dann so weit und es kam zur Gründung des VMKVs. Die Clunia profitierte zu jener Zeit ungemein von der Diskussion

über dieses Thema, da sie für ihre Reaktivierung ein offenes Ohr fand. Leider gab es gerade im Jahr 1963 eine weitere Sistierung, die erst 1964 durch einen Reaktivierungsversuch aufgehoben wurde. Erst mit dem Jahr 1966 war dann auch Clunia in Bezug auf den MKV soweit und wurde als provisorisches Mitglied im MKV aufgenommen. Dies hielt allerdings nicht lange, da bis zu Vollmitgliedschaft eine Statutenänderung vollzogen werden musste, was aufgrund der schwierigen personellen Verhältnisse schlicht und einfach nicht stattfand. Auch waren die durchzuführenden Änderungen so gravierend, dass es dafür einiges an Abklärungs- und Überzeugungsarbeit benötigte, um diese über-



*Fahnenweihe 1967 mit Senior Peter Wöß v/o Spund, xx Erwin Rigo v/o Sascha, FM Fritz Allgäuer, links Waldmarksenior Gerold Konzett v/o Plus.*

haupt anzudenken. Wieder folgte eine lange Durststrecke an der Aktivenfront, die erst 1977 nachhaltig beendet werden konnte.

## 1967

### **Weihe der Verbindungsfahne**

58 Jahre nach Clunias Gründung wird endlich eine Verbindungsfahne durch Katechet Arno Gruber geweiht. Die-





ses Ereignis wurde öffentlich während einer Hauptmesse im Jänner im Dom zelebriert und hatte positive Auswirkungen auf den Bekanntheitsgrad der Verbindung. Fahnenpatin war Fr. Dorothea Penninger, der übernehmende Senior Peter Wöß v. Spund. Leider hatte auch diese öffentlich wirksame Veranstaltung keine nachhaltige Wirkung auf den Aktivenstand der Clunia, welche wieder ab ca. 1969/70 sistiert werden musste.

**1977**

#### **4. Reaktivierung der Clunia**

Die in unserer Geschichte nachhaltigste Reaktivierung wurde federführend durch Prim. Dr. Karl Wachter v. Dr. cer. Tilly, Dr. Lorenz Konzett v. Loki, Dr. Norbert Wilhelmi v. Knöpfle und Gerold Konzett v. Plus ab dem Jahre 1975 vorangetrieben, welche dann endlich im Jahre 1977 gelang. Der Erfolg ließ sich den Augenzeugenberichten von Ulrich Nachbauer v. Snorre nach zu schließen unter anderem auf eine Einladung zur Neugründung und damit zu einer Versammlung für den 30.03.1977 im Hotel Löwen, die an alle Klassen ausging und einem Gespräch zwischen den Schülern des „mupäds“ und Tilly zurückzuführen ist, zuzuordnen. Die Schüler in dieser Zeit hatten zwar alle aus der einen oder anderen Quelle von Verbindungen gehört, wussten aber nicht, dass es selbige auch in Feldkirch gab bzw. gibt. Der Andrang war daher überraschend groß und so wurde von der Altherrenschaft an diesem Tag beschlossen, die Clunia wieder zu reaktivieren. Auf der Reaktivierungskneipe am 13. Mai 1977 im Hotel Bären in Feldkirch konnten 16 (Oder 18 – die Aufzeichnungen sind sich darin nicht ganz einig) Füchse rezipiert werden. Das gewählte Chargenkabinett be-

stand aus: Phil x Dr. Lorenz Konzett v. Loki, Phil xx: Georg Böhler v. Volker, FM Dr. Wöß Peter v. Schnabl mit der Unterstützung von Rainer Wachter, Phil xxx Konzett Gerold v. Plus, Phil xxxx Dr. Hubert Dünser v. Stiefl. Das Aktiven-Chargenkabinett setzte sich aus folgenden Neumitgliedern zusammen: x Amhofer Gerhard v. Cubitus, xx Fend Burkhard v. Pro, xxx Mayer Anton v. Baby und xxxx Nachbauer Ulrich v. Snorre.

Diese aus dem Boden gestampfte neue Aktivitas stand zu jenem Zeitpunkt noch ohne Bude da. Wie Schnurranten zogen sie von Lokalität zu Lokalität. Erst im damaligen Clublokal der jungen ÖVP (Alte Dogana Erdgeschoss), unter der wir später unsere Bude finden sollten wurde die Aktivitas ein wenig heimisch. Aus den anfänglich 16 aufgenommenen Füchsen blieben bis zum Jahresende noch ungefähr die Hälfte übrig. Die verbliebenen Mitglieder sollten in den kommenden Jahren allerdings das Rückgrat der Verbindung bilden. Am 26.6, beim Stiftungsfest der Sonnenberg in Bludenz, kam es zum erstkontakt mit AH Heinz Gesson v. Hooligan. Damals nur bei der Verbindung Eisen zu Pinkafeld tätig, trat er mit der Bitte an die Clunia heran, sich auch hier zu engagieren.

Die Keilung wurde dieser Tage federführend durch Snorre vorangetrieben, der anscheinend ein Händchen im Umgang mit Neumitgliedern hatte. Auch konnte ein neuer Verbindungsseelsorger für die Clunia gewonnen werden. Domkaplan Peter Rädler v. Ajax stellte sich zur Verfügung, obwohl er selbst zu diesem Zeitpunkt kein Clunier war.

Der 7. 12. 1977, das erste Stiftungsfest nach der Reaktivierung und in Summe

das 69. Seiner Art, stand bevor. Organisiert zu großen Teilen von Gerold Konzett v. Plus und geschlagen von Gerhard Amhofer v. Cubitus war der Andrang enorm. Die Festrede, gehalten von Dr. Peter Wöß v. Schnabl und darauffolgend einige Burschungen und Rezeptionen versprachen ein besonderes Fest abzugeben. An diesem Tag bekam auch Heinz Gesson v. Hooligan, Domkaplan Peter Rädler v. Ajax und Rainer Wachter v. Mucky das Band der Clunia.

1979 Ing. Heinz Gesson v. Hooligan, wird Philistersenior. Unter seiner Leitung hatten die Clunier auf dem Pennälertag durch die Verbindung Puellaria den Erstkontakt zu Damen in Couleur. Während eines sehr hitzigen Streitgespräches um die Teilnahme der Puellaren in Couleur am Festkommers, beschloss Dr. Tilly, dass auch er binnen Jahresfrist in Bludenz einen Damenzykel gründen werde, was er sodann vom Rednerpult aus der gesamten Kartellversammlung kundtat. Aufgrund dessen durften die Puellaren in vollen Farben am Festkommers teilnehmen. Dies regte den einen oder anderen zum Denken an und legte wohl den Grundstein für die Vollintegration der Mädchen in der Clunia. Bis zu diesem Schritt sollten allerdings noch einige Jahre und Diskussionen ins Land ziehen.

Ein weiterer Meilenstein stellte die Bandverleihung an die Leopolden Pam, Swing und Butz am 14. 5. 1980 auf einem BC dar, welche auf dem darauffolgenden AC bestätigt wurde. Auf selbigem AC kam die „Mädchenfrage“ erstmals offiziell auf, welche damals noch von der Aktivitas abgelehnt wurde.

## Beitritt zum MKV

1977/78 nahm die Clunia den Beitritt zum MKV wieder in Angriff. Mit 58 Mitgliedern und 17 neuen Aktiven war die Clunia wieder gut aufgestellt. Zum damaligen Zeitpunkt gab es allerdings weitreichende Differenzen in Bezug auf die Statuten, welche nicht ohne weiteres ausgeräumt werden konnten. Nichts desto trotz wurde die Clunia erneut probeweise in den MKV aufgenommen. Auch gab es hinsichtlich der Verpflichtungen gegenüber dem MKV viele Ungereimtheiten, die vor einem endgültigen Beitritt aus der Welt geschafft werden mussten. Erst zwei Jahre später, durch den Beschluss am Kartellrat 1980 in Hallein, war Clunia sowohl auf Verbindungsebene, als auch auf Verbandsebene soweit und trat dem MKV endgültig bei. Dieser Schritt wurde durch die tatkräftige Hilfe von Swing und Pam, welche beide zu der Zeit im ÖCV-Vorort tätig waren, möglich. Sie regelten damals die meisten Formalitäten über ihre Kontakte beim ÖCV und MKV.

Doch das Jahr 1978 hatte noch mehr Überraschungen zu bieten. Zum 70. Stiftungsfest der Clunia wurde das Freundschaftsband mit einer e.v. KÖStV Bernardia Stams getauscht. Diese Freundschaft hält bis heute an.

## 1982

### Ersterscheinung des „CLUnier“

Unter Chefredakteur Wolfgang Türtscher v. Swing erschien im Jahre 1982 der erste „CLUnier“.

Zitat Wolfgang Türtscher v. Swing aus dem ersten CLUnier: „Beim Cumulativconvent am 8. Dezember 1981 in



*Feldkirch wurde auf Vorschlag von AH Gerold Konzett v/o Plus die Herausgabe einer Verbindungszeitschrift „Der Clunier“ beschlossen. Eine unvorsichtige Äußerung - „sowas ist ja kein Problem“ - brachte mir den ehrenvollen Auftrag ein, Diese gemeinsam mit AH Plus herauszubringen.“ Plus wurde allerdings durch den „Waldmärker“ animiert, ein ebenso starkes Sprachrohr einer Verbindung aus der Taufe zu heben.*

Seit diesem Zeitpunkt stellt der CLUnier ununterbrochen bis heute (2018) ein wertvolles Archiv aus vielen Artikeln und nicht zuletzt der Geschichte der Clunia dar.

1983 übernahm der damals schon sehr aktive AH Gerold Konzett v. Plus das Amt des Philisterseniors, welches er einige Jahre ausüben sollte.

**1988**

### **Clunia als gemischte Verbindung**

1988 nach dem 46. Pennälertag des MKV in Feldkirch wurde der Clunia-Damenzirkel mit 11 Mädchen gegründet. So fand sich in den Archiven eine Einladung vom 25.4.1989 auf der ausdrücklich Burschen und Mädchen zu einem Infoabend eingeladen wurden. Das war der Startschuss, ab dem sowohl für Burschen, als auch für Mädchen gewonnen wurde. Am 24.05.1989 fand der erste Damenconvent der Clunia, damals noch unter der Leitung von Rauch Nils v. Snoopy, statt. Dieser beschäftigte sich hauptsächlich mit der Organisation des Damenzirkels, war aber auch gleichzeitig der Wahlconvent und der Kennenlerntermin aller Beteiligten.

Erste Damensprecherin war Eva-Maria Melk v. Xanthippe. Die Bude war zu

diesem Zeitpunkt und bis zur Fertigstellung des Kellers in der alten Dogana ins Gasthaus Löwen in der Liechtensteinerstraße umgezogen. Mit der Gründung des Damenzirkels brachte die Clunia einen unaufhaltsamen Stein ins Rollen, der uns gleichzeitig allseits bekannt und sowohl sehr beliebt, als auch in manchen Kreisen unbeliebt machte. 1989 ist das Thema Mädchen auch im Landesverband angekommen. Am LVC wurde ein Schreiben an den MKV verfasst, in dem die Mitarbeit und eventuell die Vollintegration der Mädchen in die Verbindungen und daraus resultierend natürlich auch in den Landesverband in Aussicht stellt. Abgeschlossen wurde das Schreiben mit der Bitte, auch den Mädchen auf Anforderung das Couleur zukommen zu lassen.

1989 trug die langjährige Freundschaft mit einer e.v. KMV Sonnenberg zu Bludenz ihre Früchte. In diesem Jahr wurde während des 81. Stiftungsfestes die Freundschaftsbänder CLF/SOB getauscht.

Seit dem Jahr 1990 war der Damenzirkel bestrebt, sich vollintegriert in die Clunia mit einzugliedern. So wurde in jenem Wintersemester keine vom Damenzirkel allein organisierten Veranstaltungen mehr durchgeführt, sondern durch die Damen in der Organisation der regulären Veranstaltungen mitgewirkt und daraus einzelne Punkte von ihnen gestaltet. Schwierigkeiten gab es bei der Vorbildwirkung anderer. Es fehlte de facto an einer Altherrenschaft der Damen. So mussten sie sich einiges an Verhalten selbst aneignen und erproben. Für unsere Mädchen waren die Mädchenconvente zusätzlich zum herkömmlichen Verbindungsleben sehr wichtig. Das Kennenlernen stand dabei

im Vordergrund. Auch konnten sie sich so richtig ausleben und ihren eigenen Weg diskutieren und beschreiten.

Im ersten Quartal 1990 bestand der Damenzirkel aus 15 Mädchen und 2 Spiefüchsen. Den Damen war klar: Um wirklich anerkannt zu werden mussten sie sich überall beteiligen und ihr Interesse bekunden. Gleichzeitig gab es umfangreichen Aufholbedarf in der Couleurstudentischen Lebensweise. Es war einfach alles noch zu neu um Selbiges aus dem Stehgreif heraus zu können. Zu diesem Zeitpunkt galt es noch viele Vorurteile auszuräumen und sich einen entsprechenden Stand in der Verbindung zu erwirtschaften. Der Start war kein leichter, doch trugen die Bemühungen schon in Kürze ihre Früchte.

Anfang des Jahres 1991, um genau zu sein am 1.4.1991, wurde unter der Führung von x Elmar Huber v. Spartacus und Phil x Gerold Konzett v. Plus während eines sehr gut besuchten CC (40 Teilnehmer) beschlossen, nun Mädchen als vollberechtigte Mitglieder in die Clunia aufzunehmen, was umfangreiche Statutenänderungen und Umstrukturierungen in der Verbindung zur Folge hatte. Gleichzeitig musste natürlich an die Kartellversammlung ein Brief geschrieben und ein Antrag zur Vollintegration der Mädchen auch auf MKV-Ebene abgesetzt werden. Bis zu deren Einwilligung konnte die Vollintegration noch nicht vollumfänglich durchgeführt werden. In besagtem Antrag wurde dem MKV folgender Schritt zum Beschluss nahegelegt: „Der MKV stellt es seinen Verbandsorganisationen künftig frei, auch Frauen als Mitglieder aufzunehmen.“ Daraus sollte eine Statutenänderung, die genau dies ermöglicht durchgeführt werden. Sollte dieser An-

trag nicht durchgehen wurde als Eventualantrag folgendes eingebracht: *„Der MKV ist bereit, katholische Mittelschulverbindungen, die Frauen als Mitglieder aufnehmen, über Abkommen als befreundete Verbindungen zu assoziieren, sofern diese Korporationen auf den Verbandsstatuten aufbauen.“* Unterscriben wurde das Schreiben von Seiten der Clunia in Vertretung durch Elmar Huber und Gerold Konzett und auf Seiten des VMKV von Stefan Tiefenthaler, Gerold Konzett und Uli Nachbaur. Dieses Schreiben wurde im Oktober 1989 vollumfänglich vom MKV negiert. Dieser stellte in seinem Gegenschreiben fest, dass aufgrund der Statuten keine Mädchen aufgenommen werden können, noch sich Mädchen in die Verbindungsführung einmischen dürfen. Gleichzeitig forderte der MKV mehr Informationen bezüglich unserer Mädchen direkt bei der Clunia an und verwies auf die Statuten, welche die Aufnahme nicht erlaubten.

1991 am Pennälertag in Kufstein wurde Clunias Antrag zur Vollintegration von Mädchen offiziell abgestimmt und abgelehnt. Als Antwort darauf beschließt Clunia am 2.11.1991 während eines a.o. CC einhellig und nun endgültig die Vollintegration von Mädchen und als logische Konsequenz den freiwilligen Austritt aus dem MKV. Gleichzeitig kam es auch auf Landesverbandsebene zu hitzigen Diskussionen über die weitere Vorgehensweise. Da zwei Clunier als LPhx und LVV eingesetzt worden waren, hatte das Thema erhöhte Brisanz. Was sollte passieren, wenn die Clunia aus dem MKV ausschied, aber entsprechende Amtsträger im Landesverband an vorderster Front standen? Nach langem hin und her, Gesprächen über den möglichen Austritt des ge-



samen Vorarlberger Landesverbandes und vieler weiterer Kontakte zwischen Vorarlberg und dem MKV erging (am 16.9.1991) an die Landesführung ein Schlichtungsbrief des MKVs in dem uns sowohl als Verbindung, als auch als Verband eine Assoziierung mit dem MKV in Aussicht gestellt wurde. Der Grund für dieses Schlichtungsschreiben lässt sich auch einfach errahnen. Was wäre ein österreichischer Verband ohne die Mitgliedschaft aller Landesteile? Besonders in Hinblick auf eventuelle Förderungen o.ä. Hätte das sehr interessant werden können.

Da Clunia die Vollintegration der Mädchen als beschlossen ansah und doch einige Clunia-Mitglieder in hohen Positionen im Landesverband tätig waren, bemühte sich der MKV weiter. Für den 82. Kartellrat am 9.11.1991 wurde ein Antrag für die Vorbereitung eines Assoziierungsabkommens zwischen der Clunia und des MKV vorgelegt. Diesem Antrag folgte sogleich einer, in dem geregelt werden sollte, was passiert, wenn Clunier im Landesverband nicht gleichzeitig Mitglieder in anderen MKV-Verbindungen sind. Das Problem wurde auf Landesverbandsebene gelöst, indem Clunia automatisch als dem VMKV mit Sitz und beratender Stimme kooptiert gilt. Gleichzeitig wurde dem MKV empfohlen Clunier vorübergehend für die Teilnahme an beschlussfassenden Organen des Landesverbandes zu autorisieren, was dieser jedoch ablehnte.

Diese sehr umfassende Umstrukturierung der Clunia hatte nicht zuletzt einige Austritte zur Folge, welche aber durch die zeitliche Verschiebung nicht so recht in Zahlen zu erfassen sind, da zu diesem Zeitpunkt auch andere Faktoren, wie die Budenumlage, also erhöh-

te Mitgliedsbeiträge und noch weitere Umgestaltungen mit hineinspielen.

Am 83. Stiftungsfest (1991) chargierte das erste Mal ein Mädchen (Nicole Hellberger) im Präsidium, während vier weitere Mädchen (Juno, Athene, Conny und Artemis) rezipiert wurden. Das Stiftungsfest zog auch viele Schaulistige aus ganz Österreich an.

Was für eine Sensation! Ein Mädchen im Präsidium! Das ist bis dahin noch nie vorgekommen!

Der Kommers wurde sogar, nicht wie üblich in der Schattenburg abgehalten, sondern in einem der Festsäle im Illpark. Damals aber schon traditionell, war die musikalische Begleitung durch Bbr. Walfried Kraher v. Wally. Die Festrede wurde von Dir. Gerhard Blaickner v. Laurin gehalten. Dieses Ereignis brachte auch eine Menge Schlagzeilen in die Medien (Ö3, Kurier, Salzburger Nachrichten, Tiroler Tageszeitung). Eine männerdominierte Vereinigung nimmt erstmals Mädchen vollintegriert auf, das war die Sensation des Tages.

Am 29.1.1992 berichtet der Flyer MKV-Informiert erstmals offiziell vom Austritt der Clunia aus dem MKV. Während dieser Aussendung wird dazu aufgerufen in Hinblick auf die Assoziierungsbemühungen kein feindseliges Verhalten gegenüber der Clunia an den Tag zu legen. Daraufhin besuchten Christian Buchar v. Tristan und Robert Kert v. Tacitus den neuen Kartellvorsitzenden Dr. Werner Lang v. Asterix in der Kartellkanzlei und stellten ihn zur Rede. Schnell wurde klar, hier will jemand trotz der Umstände Lösungen schaffen, aber nicht um jeden Preis. Die Assoziierung der Clunia hatte allerdings auch weitrei-

chende Folgen für den Landesverband. So mussten Neuwahlen anberaumt werden, da kein Clunier mehr eines der Landesverbandsämtern belegen dürfe. Dies hatte vor dem Pennälertag zu erfolgen. Auch bekam kein Clunier mehr die Verbandszeitschrift „Couleur“ was zu weitem Spannungen führte. Zumindest die MKV-Aussendungen sollten die Ur-Clunier nach Aussage von Asterix weiter erhalten. Ein wichtiger Punkt war auch, dass laut KGO alle Ur-Clunier aus anderen MKV-Verbindungen auszuscheiden hatten. Dies konnte nur durch die Verleihung eines Ur-Mitgliedsstandes in den jeweiligen Verbindungen ausgeschlossen werden. Durch den Austritt von Clunia und Sieberg verlor der MKV in Vorarlberg rund 400 Mitglieder was einen Rückgang von ca. der Hälfte darstellte. Der Umbruch sollte noch weitere Folgen haben.

1992 Während des Pennälertages in St. Pölten wird Clunias Antrag auf Assoziierung mit dem MKV mit großer Mehrheit angenommen. Gleichzeitig fand der Freundschaftsbandtausch mit der e. v. KKPV Thuissonia Wien statt. Mädchen waren nun endgültig und allseits anerkannt vollintegriert in die Clunia, deren Bekanntheitsgrad durch die Decke schoss. Die aufgetretenen Probleme wurden eines nach dem Anderen angegangen und mehr oder weniger gelöst. Ein neues Zeitalter begann.

### 1993

**Clunia wählte einen neuen Philistersenior.**

Peter Nachbaur v. Kapf übernahm das Amt nach der nun schon 10-jährigen Tätigkeit von Plus. In diesem Jahr fand das 85. Stiftungsfest im Montforthaus statt. Dabei chargierten 45 Couleurstudenten,

sowohl männliche, als auch weibliche. Außerdem waren über 200 Besucher zugegen. Es wimmelte nur so von Prominenz. Während des Stiftungsfestes wurde durch den damaligen Vzbgm. Günter Lampert offiziell die Bude in der alten Dogana an die Clunia übergeben, die die Clunia nun mehrere Jahre begleiten sollte. Das Stiftungsfest geschlagen von x Stefan Konzett v. Pluschi war ein voller Erfolg. Das gesamte Semester brummte die Clunia vor Leben. Wir zählten zu Spitzenzeiten 32 Aktive.

1994 wird Tanja Handle v. Juno erster weiblicher Senior der Clunia. Sie konnte davor schon ein Semester als Consenior und zwei Semester als Fuchsmajor Erfahrungen sammeln. Neue Situation, neue Probleme, wie sollte sie angesprochen werden? Als Senior, Seniora oder Seniorita? Im selben Jahr wurden Gerold Konzett v. Plus und Ing. Heinz Gesson v. Hooligan unter der strengen Beobachtung der riesigen Aktivitas zu Doctores cerevisiae gekürt und Vzbgm. Günter Lampert bekommt Clunias Ehrenband. Das Bild am Stiftungsfest änderte sich ein wenig. Weg von der Prominenz hin zu den Jugendlichen. Mehr als die Hälfte der Anwesenden waren unter 19! Die Clunia konnte 20 Spiefüchse aufbieten und die Stimmung war legendär, um es mit den Worten aus einem Bericht des Cluniers zu beschreiben. Und dann?

### 1995

**Prof. Dr. Georg Konzett v. Minus wird neuer Philistersenior und Dr. Alex Blöchlinger v. Philo wird Verbindungsseelsorger.**

Die Zeiten beruhigten sich wieder ein wenig um die Clunia. Es stellte sich ein stetiges Auf- und Ab in der Aktivitas



ein. In MKV-Kreisen hatte die Clunia einen immensen Bekanntheitsgrad erreicht. Die Stiftungsfeste waren gut besucht und der Budenbetrieb florierte. 1997 fand der 55. Pennälertag, nun schon der Zweite seiner Art, in Feldkirch statt. Dass nur die Clunia, eine assoziierte Verbindung mit dem MKV hier ansässig war, tat den Festlichkeiten keinen Abbruch. Ein Jahr später, 1998 feierte Clunia das 90-Jährige Bestehen. Festredner war AH Dipl. Ing. Joachim Siz v. Romeo. Das Stiftungsfest war wieder einmal ein Spektakel sondergleichen. Leider verzeichnete die Clunia im darauffolgenden Jahr eine gewisse Trägheit in der Aktivitas. Die Veranstaltungen wurden weniger und die Teilnahme ließ zu wünschen übrig. Die Rezeptionen waren zwar stetig hoch, doch nur die Hälfte wagte den Schritt zur Promotion. Ein Lichtblick, 1999, Tanja Handle v. Juno wird das Ehrenband der Clunia überreicht. Gleichzeitig übernimmt Mag. Wolfgang Türtscher v. EB Swing das Amt des Philisterseniors. Im Jahr 2001 ist es nun soweit, während einer Reise in den „fernen Osten“ wie die Fahrt nach Niederösterreich gerne genannt wird, tauschen die Clunia und die KöStV Waldmark Horn durch die Senioren Barbara Kohler v. Cassandra und Philip Schnatter v. Schnaxl im Rahmen von Waldmarks 97. Stiftungsfest die Bänder. Aber ein Bandtausch schien unserem Bundesbruder Snorre nicht genug zu sein. Beim nächtlichen Schwimmen im Brunnen vor der Bude rezipierte er kurzerhand unseren allseits geliebten Bbr. Gnu (Den Wasserspeierfrosch jenes Brunnens). Ob dieser Fuchs jemals zu einem FC erschienen ist, ist nicht bekannt, doch seine Couleurstudentische Laufbahn nahm in den folgenden Jahren aufgrund seiner stetigen Teilnahme am Waldmarkstiftungsfest immer weiter

Fahrt auf. Somit war eine West-Ost-Achse quer durch Österreich geschaffen. 2002 – Der CLUnier wird farbiger – Das Titelbild wurde ab diesem Zeitpunkt in Farbe gedruckt.

### **Ein neuer Dr. cer.**

Dr. Ulrich Nachbaur v. Snorre wird im Jahr 2003 durch Senior Bettina Gabriel v. Bella Clunias, dritter „Doctor cerevisiae“. Nicht zuletzt wegen seiner Tätigkeiten im Kernteam der Reaktivierung im Jahre 1977. Seine Aktivitäten zogen sich durch die Jahre wie ein roter Faden und seine Archivierungstätigkeiten seien auch nicht außer Acht gelassen. Dieses Jahr hatte allerdings noch mehr zu bieten. Clunia feierte auf dem Stiftungsfest Gemeinsam mit dem VMCV sein 95-jähriges Bestehen; auf dem Festkommers in der Schattenburg nehmen erstmals gleichzeitig zwei Landeshauptleute teil: Kbr DDR. Herwig von Staa v/o Dr. Perkeo, TGW, aus Tirol als Festredner und Kbr Dr. Herbert Sausgruber v. Stoppel, KBB, als Gast. P. Dr. Alex Blöchlinger v/o Philo und Emanuel Lampert v. Unicus werden Ehrenburschen.

Im Jahr 2004 übernimmt Bbr Mag. Michael Rusch v. Smily, erstmals wieder ein Clunier, das Amt des Landesverbandsvorsitzenden des VMCV und Thomas Cziudaj v. Garrett wird Landesconsenior. Univ. Prof. Dr. Etienne Wenzl v/o Amfortas, AMV, wird Bandphilister der KMV Clunia. Gleichzeitig gibt es Clunia nun auch in Wien. Am 30.3.2004 wird auf der Bude der Thuiskonia unter ZVors. Emanuel Lampert v. Unicus der Clunia-Zirkel in Wien gegründet. Auch bekommt die Clunia mit Dr. Rudolf Öller v. Vitus einen neuen Webmaster.

2005 folgte Smiley, Gerold Konzett v. Dr.

Plus in den Landesverband und übernahm das Amt des Landesphilisterseniors des VMCV. Univ.-Prof. Dr. Etienne Wenzl v. Amfortas wird zum Philister-senior der Clunia gewählt. Kbr Mag. Dr. Rudolf Öller v. Vitus, LBS, KBB, erhält nun unter anderem für die Betreuung der Internetseite das Band Clunias.

## 2006

### Noch ein Dr. cer.

Prof. Mag. Wolfgang Türtscher v/o EB Swing wird 2006 zum Dr. cer promoviert. Auch seine Leistungen ziehen sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der Clunia. Seit er sich für den Eintritt in den MKV stark machte, konnte er einfach keine Ruhe geben. Man könnte ihn als Menschen skizzieren, für den lebenslanges Lernen selbstverständlich ist. Allein die Chargen, Ämter und sonstigen Verdienste würden diese Zusammenfassung sprengen.

Die goldenen Jahre der Clunia gingen zu dieser Zeit jedoch langsam in die silbernen über. Die Aktivenzahlen schrumpften, der Kampf um Mitglieder wurde immer schwerer. Im darauffolgenden Jahr gab es dafür einen Geburtstag zu feiern. Der CLUnier wurde 25 Jahre alt. Chefredakteur Bbr. DI Wolfgang Jenny v/o Pop lädt daraufhin zur Matinee.

Auf dem Stiftungsfest war Bbr. Dr. Wolfgang Burtscher v/o Götz Festredner. Mag. Thomas Kassian Reich und Ing. Thomas Rhomberg werden Bandphilister der Clunia.

## 2008

### war ein legendäres Jahr.

In Feldkirch wurde der 66. Pennälertag veranstaltet. Die Akzeptanz der Clunia

war enorm. Es kam nur in sehr vereinzelt Fällen zu Unstimmigkeiten, mit anderen Couleurstudenten. Im selben Jahr standen 100 Jahre Clunia an, währenddessen die 30 Jahre Freundschaftsbandtausch Bernardia und Clunia aufgefrischt wurden.

Ein aufmerksamer Leser erinnert sich an dieser Stelle an eine Anekdote über unseren Bundesbruder Gnu aus den ersten Seiten dieses Berichtes. Nun möchte ich diese Geschichte abschließen: Am 98. Stiftungsfest der Waldmark erfolgte die Burschung von Erwin Frosch König v/o Gnu; geboren: 13.5.1977; Rezeption: 4.5.2001; Schüler BG/BRG Feldkirch (Externist); Adresse: 3580 Horn, Rathausplatz 4, darauffolgend beim Besuch des 99. Stiftungsfestes wurde beschlossen, selbigen während des 100. Stiftungsfestes der Waldmark zu philistrieren.

Im Jahre 2007 sollte Gnu den krönenden Abschluss seiner Verbindungskarriere erhalten und so wurde er im Mai zum Dr. cer. der Clunia gekürt. Zu unserem 100. Stiftungsfest trat Gnu endlich die lange Reise nach Vorarlberg an und schmückt seitdem unsere Bude. (Natürlich nur in Form einer Replik).

2009 feiert Clunia ein weiteres Jubiläum: 20 Jahre Mädchen bei Clunia. Entgegen der Prognosen mancher Gegner von Mädchen im Couleur, ist Clunia stolz, dieses Jubiläum zu feiern. Im gleichen Jahr konnte die 100. Ausgabe des Cluniers unter Chefredakteur Dipl. Ing Wolfgang Jenny v/o Pop gedruckt werden.

Das Jahr 2010 war etwas weniger spektakulär. Mag. Michael Rusch v. Smily wird Philistersenior der Clunia. Die Größe der Aktivitas ist weiterhin einem





*Dr. cer. Gnu.*

stetigen auf und ab ausgesetzt. Einer Sache können wir aber gewiss sein. Clunia lebt.

#### **Daniel Henss v. Asterix**

*Die Geschichte der Clunia bis zum Einmarsch der Nationalsozialisten wurde stark verkürzt dem Clunier 5/2008 entnommen. Der Text stammt von Dr. Ulrich Nachbaur v/o Dr. cer. Snorre. Im Clunier 2008 findet sich die vollständige Version mit allen Literaturangaben. Alle Clunier können unter [clunia.at/clunier.php](http://clunia.at/clunier.php) nachgelesen werden.*

**Mag. Dr. Rudolf Öller  
v/o Dr. cer. Vitus**

*Die Zusammenfassung der Geschichte der Clunia nach 1938, zusammengetragen aus Augenzeugenberichten, Protokollen und Briefen, wurde in den einzelnen Teilen an den Schreibstil der Berichtenden angeglichen um ein möglichst authentisches Lesevergnügen zu ermöglichen. Leider konnten in diesem Rahmen nicht alle Informationen aufgrund ihrer Fülle Einzug finden. Wahrscheinlich wird diese Zusammenfassung in den nächsten Jahren noch um viele Einzelheiten und Informationen ergänzt werden, da einiges frühestens durch das erstmalige Niederschreiben zu Tage gefördert wird. Auch befinden sich in den mir zur Verfügung stehenden Unterlagen einige Diskrepanzen über Mitgliederzahlen und genaue Jahreszahlen, was zu einer leichten Verfälschung der Tatsachen führen könnte. Es wurde trotzdem versucht so objektiv wie möglich zu berichten und sich auf die augenscheinlich besten Quellen zu beziehen.*

**Daniel Henss v/o Asterix**

*Eine Fortsetzung der Clunia-Geschichte von 2009 bis zum 110. Stiftungsfest erfolgt ein einem der nächsten CLUnier!*

**CLUNIA** Gaudeamus igitur,  
iuvenes dum sumus!



**Die 12 Philistersenioren der KMV  
Clunia seit der Reaktivierung 1977**

1977 – 1978 Prim. Dr. Karl Wachter v/o Tilly  
1978 – 1983 Ing. Heinz Gesson v/o Hooligain  
1983 – 1993 Gerold Konzett v/o Plus  
1993 – 1995 Dipl.-Ing. Peter Nachbaur v/o Kapf  
1995 – 1999 Prof. Dir. Dr. Georg Konzett v/o Minus  
1999 – 2004 Prof. Mag. Wolfgang Türtscher v/o Swing  
2004 – 2010 Univ. Prof. Dr. Etienne Wenzl v/o Amfortas  
2010 – 2012 Mag. Michael Rusch v/o Smily  
2012 – 2013 Thomas Cziudaj v/o Garrett  
2013 – 2015 Alexander Waller v/o EB Ericsson  
2015 – 2017 Florian Wund  
ab 2017 Achim Zortea BSc v/o Tassilo

**Die 65 Senioren der KMV Clunia seit  
der Reaktivierung 1977 (alphabetisch)**

Amhofer Gerhard v/o Cubitus  
Angerer Mathias v/o Hornett  
Bischof Manfred v/o Mostfaß  
Büchel Daniel v/o Breitbild  
Bürgermeister Martin v/o Odin  
Burtscher Karin v/o Gagi  
Buschta Thomas v/o Buschtus  
Buschta Günther v/o Gustl  
Cziudaj Thomas v/o Garrett  
Dejaco Ernst v/o Tschako  
Dejaco Markus v/o Tschüdl  
Duffner Kosmas v/o Potter  
Enderle Magdalena v/o Flora  
Faé Claudia v/o Sarcette  
Faé Dominik v/o Nero  
Faé Katharina v/o Twinny  
Fend Burkhard v/o Pro  
Furtenbach Herbert v/o Futzi  
Gabriel Bettina v/o Bella

Graßl Sophia v/o Lupa  
Griß Robert v/o Gonzo  
Handle Tanja v/o Juno  
Hammerer Patrick v/o Livius  
Häusle Martin v/o Hippo  
Häusle Thomas v/o Domus  
Henss Daniel v/o Asterix  
Henss Dominik v/o Idefix  
Huber Elmar v/o Spartacus  
Jenny Markus v/o Rooney  
Jenny Thomas v/o Goofy  
Kert Robert v/o Tacitus  
Köberle Julian v/o Charly  
Knapp Christopher v/o Vulgo  
Kohler Barbara v/o Cassandra  
Kohler Verena v/o Twiggy  
Konzett Sara v/o Chili  
Konzett Stefan v/o Apollo  
Längle Corina v/o Coco  
Lampert Emanuel v/o Unicus  
Liernberger Peter v/o Pumuckl  
List Alexander v/o Stone  
Lorünser Marion v/o Mary  
Mähr Stefan v/o Zeus  
Mair Wener v/o Tschoh  
Mathis Eckhard v/o Mopi  
Matt Wolfgang v/o Robin Hood  
Melk Eva-Maria v/o Xanthippe  
Muxel Alex v/o Clochard  
Nachbaur Peter v/o Kapf  
Nachbaur Ulrich v/o Snorre  
Rauch Udo v/o Ali Baba  
Rusch Michael v/o Smily  
Schäfer Christoph v/o Schöfle  
Schreiber Oliver v/o Speedy  
Schwartzler Florian v/o Floh  
Schwarzmann Thomas v/o Lupus maximus  
Spiess Stephan v/o Schkout  
Stieger Andreas v/o Stix  
Telsnig Alex v/o Remus  
Tiefenthaler Stefan v/o Columbus  
van Dellen Stefanie v/o Willie  
Wachter Rainer v/o Mucki  
Wieder Ulrich v/o Catull  
Wirtitsch Paul v/o Bluthund  
Wund Florian v/o Minimi



90. Stiftungsfest



Dr. cer.-Kneipe von Hooligan und Plus (1994)



Pennälertag 1988 in Feldkirch



FM Chili, x Cassandra und xx Sarcette, 2001



Budeneröffnung 1993



Bieroper am Weihnachtshospiz 1987



VCV-Fest in Klaus 1995



*Ausflug nach Tettngang (Juni 2003)*



*Cluniatage in Furx (März 2005)*



*Ausflug nach Andechs (Juli 2004)*



*Rudolfina Redoute 2006*



*100. Stiftungsfest 2008*



*Ausflug nach Konstanz (Juli 2012)*



99. Stiftungsfest 2007



Ehrungskneipe (Oktober 2009)



Gründungstagsmesse 2018



Schlusskneipe (Juli 2011)



Ausflug nach Bregenz (Juni 2014)



105. Stiftungsfest 2013



Osterkommers 2017



*Altes Gaswerk*



*Altes Gymnasium*



*Altes Saalbaukino*



*Rathaus mit ehemaligem städtischen Spital*



*Alte Volkshalle*



*Altes E-Werk mit Dampfmaschinenkamin*



*Stella Matutina und K&K Staatsgymnasium*



*Johanneskirche und K&K Staatsgymnasium*



*Gasthaus Schäufler*



*Gesamter Gebäudekomplex Stella Matutina*



*Altes Hallenbad*



*Kreuzgasse mit Altersheim (rechts)*

## Reminiszenzen eines Dorfjünglings, der zum Studieren in die Stadt kommt

*Dr. Rainer Gögele (Maturajahrgang 1974 am Bundesgymnasium Feldkirch)*



Was im Folgenden dargestellt wird, hat sich tatsächlich so oder so ähnlich zugegetragen. Es entstammt meiner Erinnerung, die sich, wie dem geneigten Lesepublikum bekannt sein dürfte, in einem Zeitraum von 40 bis 50 Jahren verändert. Manches verliert an Bedeutung, wird also kleiner, anderes erweist sich als wichtig, wird also größer. In diesem Spannungsfeld bewege ich mich. Unvermeidlich wird sein, dass die eine oder andere Person identifizierbar ist. Keineswegs soll irgendjemandem Unrecht getan werden. Sollte dies trotzdem

passieren, so ist es nicht beabsichtigt und ausschließlich meiner unpräzisen Erinnerung geschuldet.

Es begann eigentlich bereits mit der zweiten Klasse der Volksschule, die bei uns im Dorf damals noch zweiklassig geführt wurde. Alle Buben und Mädchen der ersten, zweiten und dritten Klasse wurden zusammen unterrichtet, ebenso die der fünften bis achten Klasse. Ja, das ist kein Irrtum, es gab acht Jahre Volksschule. Nach der vierten Klasse ging ein Teil der Zehnjährigen in die Hauptschule, ein anderer Teil ins Gymnasium in der Stadt und ein Teil blieb in der Volksschule und machte dort die Oberstufe. Als ich in der zweiten Klasse war, gab es Platzmangel im Raum der ersten bis dritten Klasse. Vorausschauende Pädagogik bestand damals darin, dass ich mit zwei anderen Knaben von der zweiten direkt in die vierte Klasse versetzt wurde, also die dritte Klasse gewissermaßen übersprang. Die Begründung war, dass wir drei das leistungsmäßig bewältigen würden. Das war dann auch so. Allerdings mussten wir die vierte Klasse noch ein zweites Mal absolvieren, was die Noten, die beim ersten Mal nicht schlecht waren, weiter verbesserte, die Langeweile aber teilweise in neue Dimensionen vorrücken ließ. Klar war, dass die Bewältigung des Überspringens eines Schuljahres ohne nennenswerte Schwierigkeiten für das Gymnasium prädestinierte.





Deshalb wirkte der Schulleiter intensiv auf meine Eltern ein, sie sollten ihre Verantwortung für den wissbegierigen Buben wahrnehmen und mich, auch wenn das Gymnasium mehr kostete, jedenfalls zur Aufnahmeprüfung dorthin schicken. Mit dieser Motivation gestärkt taten meine Eltern, wie ihnen geheißten, schickten mich also in die Stadt zur Aufnahmeprüfung.

Dies war natürlich eine spannende Geschichte. Abgesehen davon, dass ich keine Ahnung hatte, was mich erwarten würde, kannte ich nicht einmal den Weg zum Gymnasium. Dieser ließ sich erkunden. Also erschien ich zur Prüfung: Mathematik und Deutsch schriftlich, möglicherweise – bei allfälligen Unklarheiten – auch mündlich. Bei Mathematik, später nicht gerade meine Spezialdisziplin – war die Sache nach der schriftlichen Prüfung souverän erledigt. Alles richtig. Nicht so einfach war das mit Deutsch, später nicht besonders schwierig für mich. Nach der schriftlichen Prüfung wurde mir mitgeteilt, ich hätte mich zur Abklärung meiner Eignung zur mündlichen einzufinden.

Der Lehrer, ein strenger, mir aber trotzdem gewogen scheinender Mann, ließ mich lesen und befragte mich dann zur Grammatik. Und da offenbarte sich der Unterschied zwischen Stadt und Land. Auf die Frage nach den Wortarten bestimmter im Text vorkommender Wörter antwortete ich etwa mit Tunwort oder Wiewort. Ich war mir sicher, die Fragen damit richtig beantwortet zu haben, aber das erwies als weit gefehlt. Ich musste zur Kenntnis nehmen, dass das Zeitwort bzw. Eigenschaftswort heißen und ich mir diese Begriffe tunlichst zu merken hätte. Auch in anderen Bereichen verlief die Prüfung so, dass ich mit

Wissensgewinn entlassen wurde. Der Prüfer meinte zum Abschluss tröstend, ich könne ja eigentlich nichts dafür, wenn man mir die Dinge nicht mit den korrekten Begriffen beigebracht habe, und ich würde ja im Kern wissen, worum es gehe. Die größte Tröstung für den mit der Wucht des Neuen ausreichend geforderten Jungen aus dem Dorfe war allerdings, dass mir mitgeteilt wurde, ich hätte bestanden und man wolle es zumindest probieren mit mir am Gymnasium. Die Erleichterung, ohne die Schmach des Scheiterns ins Dorf zurückkehren zu können, war beträchtlich. Den berühmten Stein, der mir vom Herzen fiel, spüre ich noch immer.

Im September hieß es dann antreten. Von der Volksschule war ich ja gewohnt, dass die Klasse voll war. Dennoch übertrafen die Eindrücke bei der Einschulung in der Stadt meine kühnsten Vorstellungen. Ich wurde einer Klasse mit mehr als 40 – kein Irrtum, auch keine verklärte Erinnerung! – zugewiesen, lauter Knaben, keine Mädchen. Die Lehrer waren vorwiegend männlich, eine einzige Frau wurde uns zugeteilt. Der Unterricht war zu einem ordentlichen Teil auf Bändigung der Meute abgestellt. Bei den Disziplinierungsmaßnahmen wurde, was sich allerdings nicht von der Volksschule abhob, gelegentlich tatkräftig durchgegriffen. Und die fachliche Qualität der Lehrkräfte war sehr unterschiedlich, was sich für den unerfahrenen Dorfjungen darin ausdrückte, dass er bei der einen mehr, beim anderen weniger Schwierigkeiten hatte, den Stoff mitzubekommen. Die Mitschüler waren anders als die in der Volksschule. Es gab da Knaben von wichtigen Herren in der Stadt, von landesweit bekannten Berühmtheiten, aber auch solche wie mich. Interessant war, wie sie sich

schon bald zu Gruppen zusammenfanden, wie sie sich kleideten, wie sie sich gaben. Die erste Klasse war schnell vorbei. Ebenso die zweite, in der wir immer noch mehr als 40 waren. Einige Lehrer waren neu, andere blieben uns erhalten. Eindrücklich war, dass gerade in Musikerziehung, eigentlich kein Drillfach, die handgreifliche Pädagogik in beiden Jahren in besonders ausgeprägter Form auftrat.

In der dritten Klasse war vieles neu. Einmal waren wir nun unter 40, zum anderen bekamen wir einen neuen Klassenvorstand. Es wehte ein kräftigerer Wind. Latein als zweite Fremdsprache kam zu Englisch dazu. Zuerst mussten wir freilich die deutsche Grammatik noch einmal von Grund auf lernen, um überhaupt eine Chance zu haben, mit dem Latein zurechtzukommen. Das bedurfte einer ordentlichen Anstrengung, die uns der Lateinlehrer dadurch versüßte, dass er jede Stunde jeden von uns abfragte und im Falle von kompletter oder auch nur partieller Unkenntnis mit entsprechender verbaler Begleitung zur Erledigung zusätzlicher Übungen bewegte. Ob die so gewonnen Fortschritte in Deutsch und Latein eher extrinsischer oder doch intrinsischer Motivation zu danken waren, ist schwer zu sagen. Jedenfalls war die gewählte Methode bei vielen von uns erfolgreich. Neben Latein war auch Chemie neu. Der Lehrer, der uns in dieses Fach einführte, bediente sich einer ziemlich blumigen Sprache, die nichts an Deutlichkeit vermissen ließ. Da die meisten unserer Lehrer den zweiten Weltkrieg aktiv miterlebt hatten, war eine gewisse Militanz in Wort und Tat keine Seltenheit. Die vierte Klasse verlief ruhig. Erwähnenswert ist allerdings, dass wir in Englisch bereits die dritte Lehrperson hatten.

Dieses Mal war es ein Engländer, der beim lobenswerten Bemühen, uns das eine oder andere in deutscher Sprache zu erklären, sowohl mit der Aussprache als auch mit Wortschatz und Grammatik seine liebe Not hatte, sodass wir dann doch wieder nicht so genau wussten, was eigentlich Sache war. Um sich besser orientieren zu können, griff er auf die Expertise einiger Klassenkameraden aus der Stadt zurück, die ihn völlig unparteiisch und uneigennützig berieten. Dass dies nicht alle von uns gut fanden, lag in der Natur der Sache, änderte aber nichts an den Fakten.

Mit dem Beginn der Oberstufe stand eine wichtige Entscheidung an. Als dritte Fremdsprache standen Griechisch und Französisch zur Wahl. Da in allen drei Klassen die erforderliche Anzahl von fünf Griechisch-Interessierten nicht zustande kam, war die Sache einfach. Alle mussten Französisch lernen. Wir bekamen einen äußerst eigenwilligen Lehrer, der ein kaum überbietbares Verlangen hatte, besonders gerecht zu sein. Er war kein schlechter Mann für alle, die leistungsstark waren. Er verlangte viel, wir mussten viel lernen. Allerdings hat er bei manchen Mitschülern einen auf Jahre und Jahrzehnte hinaus bleibenden Eindruck hinterlassen, weil sie sich von ihm schlecht behandelt fühlten. Als er nach unserer sechsten Klasse, ohne dies vorher bekannt gegeben zu haben, in Pension ging, waren wir darüber ganz froh. Sein Nachfolger war ein korrekter, distinguiert Herr, bei dem wir auch einiges lernten, bei dem der Stress aber vergleichsweise sehr gering war.

In Englisch setzte sich fort, was in der Unterstufe begonnen hatte. Wir hatten drei verschiedene Lehrer in vier Jahren. Einen älteren Herrn, der uns viel



von seinen Besitzungen in der Bundeshauptstadt erzählte, bei dem wir jene Themen durchnahmen, die unsere Vorgänger in den letzten Jahrzehnten auch bereits vorgesetzt bekommen hatten. Einen Iren, der kaum Deutsch konnte, und schließlich einen Sportler, der leicht zu Extremen neigte und dem es an Einsicht in unsere begrenzten Möglichkeiten mangelte. Englisch zählte daher, freundlich und zurückhaltend formuliert, bei den Wenigsten zu den Lieblingsfächern.

In Latein hatten wir auch einen Lehrerwechsel in der siebten Klasse. Da ging es plötzlich wesentlich lockerer zu. Was in den vier ersten Lernjahren immer eindeutig war, wurde nun auf einmal interpretierbar. Es gab Spielräume, die manche von uns nützten. Der Erkenntnisfortschritt hielt sich ebenso in Grenzen wie das auferlegte Arbeitspensum. Wirklich gestört hat das allerdings keinen von uns. In Deutsch hatten wir während der gesamten Oberstufe, ja bereits ab der vierten Klasse den Lehrer, der uns in der dritten Klasse in Latein übernommen hatte. Ihm gelang es, zumindest im formalen Bereich - Rechtschreibung, Zeichensetzung, Grammatik - unsere Kenntnisse auf vernünftiges Niveau zu bringen. Die Begeisterung für Literatur weckte er immerhin bei einem Teil von uns. In Mathematik hatten wir von der ersten bis zur achten Klasse denselben Lehrer. Für mich und einige andere von uns war es ein Segen, dass er die Dinge mit viel Geduld und Verständnis zu vermitteln verstand. Er wirkte zwar gelegentlich ob unserer Undiszipliniertheit genervt, aber niemals nachtragend oder ungerecht. Im Gegenteil, er versuchte stets, Punkte zu finden, die er Schülern in Nöten positiv anrechnen konnte. In den Fächern, in denen keine

Schularbeiten zu schreiben waren, hatten wir es mit ganz unterschiedlichen Persönlichkeiten zu tun. Vom belesenen Gelehrten bis zum an Natur und Garten interessierten Durchschnittskönner war alles vertreten. Für Abwechslung war ausreichend gesorgt.

Bei der Matura waren wir 23, einige waren aber nicht von Anfang an dabei gewesen, sondern kamen im Laufe der Jahre dazu. Unsere Ergebnisse waren herzeigbar, es gab viele ausgezeichnete Leistungen.

Wenn ich mich bemühe, ein Fazit zu ziehen, so fällt es insgesamt doch positiv aus. Am Ende setzte sich die Leistung durch, nicht die Herkunft oder der soziale Rang. Das Experiment, in der Stadt zu studieren, zahlte sich aus. Der Dorfjunge blieb zwar ein Dorfjunge, aber er konnte sich durch harte Arbeit doch den Respekt von Mitschülern und Lehrpersonen sowie die Befähigung erwerben, studieren zu dürfen. Wenn auch der persönliche Eindruck, anderen helfe es, der oder jener Familie zu entstammen, diesen oder jenen Vater zu haben, der in der Stadt oder darüber hinaus Ansehen genießt, nie völlig verschwand, war es doch eine Genugtuung, letzten Endes bei denen zu sein, die die acht Jahre Gymnasium ohne Verzögerung absolvierten und gut abschlossen. Für meine weitere Entwicklung war es eine prägende Zeit, die ich keinesfalls missen möchte.

## In dubiis libertas!



*Mag. Christian Gehrler v/o Eumel*

**Diskussionen rund um die Aufnahme von Schülerinnen und Studentinnen in MKV- und ÖCV Verbindungen sind reine Zeitverschwendung. Diese Frage ist nicht lösbar. Nur erlebbar. Oder auch nicht. Ganz nach dem freien Willen der jeweiligen Verbindung. In dubiis libertas!**

Da war ich also. Ein junger Fuchs im Alter von 15 Jahren. Mit großen Augen beobachtete ich die Vorgänge auf der Bude der KMV Kustersberg. Meine MKV-Karriere war ja vorgezeichnet. Meine beiden

größeren Brüder waren bereits bei der Kustersberg. Meine Mutter war bereits Fahnenpatin der Kustersberg. Dass also auch der Jüngste dazugeht, war (fast) nur mehr Formsache. Und so saß ich da und dachte mir insgeheim: „So sieht also Erwachsen werden aus.“ Und ich tauchte ein in das Couleurstudenten-Leben. Die Kustersberg ist noch heute eine erfolgreiche Verbindung. Ohne Mädchen. Die Kustersberg lebt gut damit. Und ich lebe gut damit.

### **Schauplatzwechsel - rund fünf Jahre später.**

Da war ich also. Ein junger Fuchs im Alter von 19 Jahren. Bei der KAV Rheno-Danubia in Innsbruck. Meine ÖCV-Karriere war ja irgendwie vorgezeichnet. Mein größerer Bruder war schon bei der R-D, der andere in Wien bei der KHV Babenberg. Dass also auch der Jüngste ÖCV-er wurde, war (fast) nur mehr Formsache. Und so tauchte ich ein in das Leben einer ÖCV-Verbindung. Die R-D hatte damals bereits einen sehr aktiven Couleurdamen-Zirkel. Daraus entwickelt sich der Wunsch nach Vollintegration. Die R-D lebt gut damit. Und ich lebe gut damit.

### **Szenenwechsel.**

Wie es das Schicksal dann so wollte, wurden wir im Jahr 1999/2000 zum Vor-



ort des ÖCV gewählt. Unser Programm war vielfältig. Ein Punkt jedoch enthielt ungeahnte Sprengkraft: „Die Aufnahme weiblicher Studierender in ÖCV-Verbindungen im Rahmen der Verbindungsautonomie.“ Und so zogen wir in die Argumentationsschlacht. Stundenlang. Nächtelang. Tagelang. Wochenlang. Rational und emotional. Meist versöhnlich, manchmal aber auch unversöhnlich. Am Ende des Tages wollten wir es wissen. Von jedem einzelnen. Und so befragten wir alle Mitglieder von ÖCV-Verbindungen (nicht alle, 4 Verbindungen hatten uns verboten, ihre Mitglieder zu befragen. Ein Sittenbild für sich...)

Das Ergebnis war klar: 61 % aller abgegebenen Stimmen (bei rund 5.500 Stimmkarten und 52 % Beteiligung) stimmten dafür, dass weibliche Studierende im Rahmen der Verbindungsautonomie aufgenommen werden können. Das Ergebnis hatte jedoch einen entscheidenden Schönheitsfehler. Die Alten Herren stimmten zu 66 % dafür (!), die Aktiven aber zu 51 % dagegen. Damit war das Projekt gescheitert.

### **Die „Frauenfrage“ muss nicht gelöst werden**

Damals haben wir uns geärgert. Heute würde ich sagen: Es ist unerheblich! Denn wenn mir in diesen vielen Jahren der Diskussion und des Austauschs der immerselben Argumente eines klar geworden ist, dann das:

Diskussionen rund um die Aufnahme von Schülerinnen und Studentinnen in MKV- und ÖCV-Verbindungen sind letztlich reine Zeitverschwendung. Diese Frage ist nicht „lösbar“. Und sie muss auch nicht gelöst werden. Denn beide Seiten haben recht! Die Kustersberg hat

recht. Und die Clunia hat recht. Die Rhe-no-Danubia hat recht. Und die Austria Innsbruck hat recht. Beides ist möglich und beides ist richtig. Keines ist falsch. So wie es der Wahlspruch des ÖCV besagt:

### **In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.**

Im Wichtigen herrsche Einigkeit. Im Zweifel herrsche Freiheit...Und jetzt können wir es eigentlich recht schnell machen:

Erstens: Unsere Prinzipien sind ohne Zweifel „necessariis“. Sie sind unveränderbar. Sie können nicht in Frage gestellt werden, da sonst unsere Existenz überhaupt in Frage gestellt wird.

Zweitens: Es wird niemand ernsthaft anzweifeln, dass Frauen die 4 Prinzipien ebenso gut vertreten können wie Männer.

Drittens: Ob ich aber Frauen in meiner Verbindung als Vollmitglieder haben will oder nicht, ist eine Frage der persönlichen Einstellung. Und ich verstehe alle Argumente die man aufbringen kann – für und gegen gemischte Verbindungen. Ich kenne sie. Alle! Ich kann beide Seiten nachvollziehen. Ich kann beiden Seiten etwas abgewinnen. Wirklich! Ich bin Kustersberger. Und ich bin Rhe-no-Danube. Ich fühle mich beiden Verbindungen eng verbunden. In dubiis libertas also.

Ja und was soll dann mit den rein weiblichen Studentenverbindungen und jenen gemischten Verbindungen außerhalb der großen Verbände MKV und ÖCV passieren, fragst du mich? Keine Ahnung! Das müssen Sie schon selber ent-

scheiden. Aber Gegenfrage: wenn wir das christliche Couleurstudententum in Österreich ganz neu gründen und ganz neu organisieren könnten, würden wir dann wirklich eine Vielzahl von konkurrierenden Verbänden und Organisationsformen schaffen, die in erster Linie mit sich selbst beschäftigt sind? Dixi.

### **Da war doch noch was ... ach ja: das Wichtige!**

Und damit wäre auch schon alles gesagt. Wenn da nicht noch eine Kleinigkeit wäre. Denn, magst du einwerfen, nur weil die Diskussion der Frauenfrage in MKV und ÖCV eine Zeitverschwendung ist, heißt das ja noch lange nicht, dass nicht jeder und jede das Recht hat, die Diskussion wieder von vorne zu beginnen. Schließlich sind wir ja alle Zeitverschwender irgendwie. Richtig. Mit sinnlosem Fernsehschauen zum Beispiel, oder mit dem Rumhängen in Sozialen Medien oder mit dem Rumhängen einfach nur so zum Rumhängen. Schließlich hat ja jeder das Recht seine Zeit so zu verschwenden, wie er oder sie das gerne will! Stimme ich zu.

ABER! Aber nur so lange, so lange die Zeitverschwendung nicht das „necessariis“, das Wichtige, überlagert. Ja und was ist dann eigentlich das Wichtige der Verbindung? Unsere Prinzipien. Das sagten wir schon. Und dann, daraus abgeleitet unsere Weltanschauung. Unser Blick auf die Gesellschaft. Unsere Vorstellung davon, wie Gesellschaft gut funktionieren kann. Und wie in weiterer Folge unser Beitrag zur Gesellschaft aussehen kann. Nicht als Verbindung. Als Individuum. Jeder und jede einzelne von uns. Das ist wichtig. Mir zumindest. Mir ist wichtig, dass wir uns Gedanken darüber machen, was wir eigentlich an-

fangen wollen mit der Freiheit, die unserer Generation geschenkt wurde und - so hoffen wir - auch nachfolgenden Generationen geschenkt sein wird.

Die Freiheit der Erwachsenen heißt Verantwortung

„Die Freiheit der Erwachsenen heißt Verantwortung“ hat der ehemalige deutsche Bundespräsident Joachim Gauck in seinem Plädoyer „Freiheit“ formuliert. Verantwortung! Eigenverantwortung! Individualität, Subsidiarität, Solidarität – auf Basis unserer eigenen Verantwortung! Das ist es doch, woran wir glauben. Gegen den Kollektivismus. Gegen die Gleichmacherei. Gegen die Entmündigung. Vielfalt und Verschiedenheit als Bereicherung, aber stark im Fundament, in unseren Prinzipien. Darum gibt es uns seit 100 Jahren und mehr. Weil wir über Generationen junge Menschen anziehen, die heute in der Verbindung und morgen in der Gesellschaft bereit sein sollen, Verantwortung zu übernehmen.

Noch nie in der Geschichte der Menschheit konnte jede und jeder einzelne von uns über so viel Entscheidungsfreiheit verfügen. Noch nie in der Geschichte der Menschheit konnte sich jede und jeder einzelne so vieler Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten bedienen. Dieses Mehr an Freiheit, dieses Mehr an Möglichkeiten verlangt im selben Atemzug von uns und von den kommenden Generationen aber auch ein deutliches Mehr an Eigenverantwortung – in der Arbeit, in der Gesellschaft, in unserem ganzen Leben.

Mittelschul- und Studentenverbindungen haben darauf gute Antworten. Zeitgemäße Antworten - abseits von Flaus, Cerevis und Biercomment. Ich denke nämlich, dass unsere Grundwertehal-

tung in einer unübersichtlicher werdenden Welt immer wichtiger wird: als Wegweiser und Handlauf, insbesondere für junge Menschen und junge Akademiker.

Ich finde also, wir sollten mehr über Verantwortung und Eigenverantwortung diskutieren und weniger darüber, ob eine Frau jetzt eine Lebensfreundschaft eingehen kann oder nicht.

Ich finde also, wir sollten mehr darüber diskutieren, wie wir junge Menschen, viele junge Menschen (!!), für Werte wie die unseren begeistern können und weniger darüber, ob Flaus und Buchse einer Frau stehen oder nicht.

Ich finde also, wir sollten unser necessarii in den Mittelpunkt rücken und im Zweifel die Freiheit regieren lassen. Denn die Gedanken sind frei!

Den Kartellschwestern und Kartellbrüdern der KMV Clunia gratuliere ich von ganzem Herzen zu eurem 100. Stiftungsfest! Ich gratuliere euch zu eurem Mut, zu eurer Entschlossenheit der letzten Jahre und Jahrzehnte. Ihr seid Pioniere und Wegbereiterinnen. Ich fühle mich euch verbunden!

Vivat, crescat, floreat – ad multos annos, Clunia Feldkirch!

Je wichtiger die  
**Entscheidung,**  
desto wertvoller der  
**Notar.**



Umso besser,  
wenn es  
**zwei**  
sind.



Öffentliche Notare **Dr. Malin | Dr. Egel & Partner**

Schlossgraben 10, A-6800 Feldkirch  
T +43(0)5522/72792, F +43(0)5522/72722  
E [office@das-notariat.at](mailto:office@das-notariat.at), [www.das-notariat.at](http://www.das-notariat.at)

## Schule aus der Sicht eines Schülers

### Gedanken und Anregungen



*Thomas Hollenstein v/o Thor, RHL*

kennenlernen. In den nächsten Absätzen werde ich über meine Erfahrungen berichten und auf die Neuerungen der letzten Jahre eingehen.

Als ich im Herbst 2004 meinen Bildungsweg begann, folgte auf große Vorfreude schnell Ernüchterung. Erwartet hatte ich, jeden Tag neue Fakten und Fähigkeiten zu lernen. Tatsächlich verbrachten ich und einige andere viel Zeit damit, still zu sitzen und „einfach nicht zu stören“, während vorne die Themen für alle Schüler im selben Tempo durchgekaut wurden.

Die politische Debatte zum Thema Schulsystem, die vor wenigen Jahren noch öffentlich geführt wurde, ist aus den Schlagzeilen und aus den Köpfen beinahe verschwunden.

Platz machte sie in jüngster Zeit insbesondere der Flüchtlingskrise, Nichtrauchergesetzen und dem 12-Stunden Arbeitstag. Für mich unverständlich – führt man sich vor Augen, welchen Einfluss die Schule auf die Bürger eines Staates hat, haben wir aus meiner Sicht kaum ein größeres Problem als ein unzulängliches Schulsystem.

In den letzten 14 Jahren konnte ich dieses Schulsystem von seinen guten wie auch von seinen schlechten Seiten

Die Ermahnungen nicht zu stören, verstehe ich eigentlich bis heute nicht. Ich denke fast jedes Kind wäre von selbst ruhig, würde man es in seinem individuellen Lerntempo fordern. Doch anstatt dass Begabungen und Defizite früh erkannt und adressiert werden, verlieren viele Kinder aufgrund von Über- oder Unterforderung schnell die Lust am Lernen.

In der Sekundarstufe war dieses Problem weniger ausgeprägt. Mit der Wahl zwischen Gymnasium und Hauptschule mit ihren Leistungsgruppen wurden Schüler mit ähnlicher Lerngeschwindigkeit in einer Klasse bzw. Gruppe unterrichtet. Doch genau hier setzte die Bildungsreform an, und schaffte mit der Neuen Mittelschule die Leistungsgrup-





pen ab. Anstatt Klassen nach Leistung der Schüler zu bilden, sind jetzt zwei Lehrpersonen in einer Klasse, die in unterschiedlichem Tempo unterrichten sollen. Weniger Schüler pro Lehrer halte ich für eine sehr gute Idee, zu bedenken ist hierbei aber der momentane Lehrermangel.

Weshalb entschloss man sich zu dieser Änderung? Auf der Webseite des Bildungsministeriums wird sie etwa damit begründet, dass dadurch „SchülerInnen mit unterschiedlichem Lerntempo einander unterstützen und voneinander profitieren“. Diese Annahme trifft sicher in vielen Fällen zu. Anderen etwas zu erklären ist bewiesenermaßen eine wirksame Möglichkeit, das Thema selbst besser zu verstehen und sich einzuprägen. Wie gut das dann wirklich funktioniert – ob etwa schwächere Kinder von ihren begabteren Mitschülerinnen und Mitschülern tatsächlich motiviert und nicht eher verunsichert werden – lässt sich wohl erst in ein paar Jahren sagen.

Insgesamt liegen der NMS einige interessante Konzepte zugrunde. Gut finde ich etwa den Schritt weg vom Frontalunterricht. Mit mehr Freiarbeit und eigenständigem Arbeiten werden Kreativität und unkonventionelles Denken sicher mehr gefördert. Ich bin gespannt, ob sich die NMS als Verbesserung zur Hauptschule erweisen kann. Von den Lehrern und Schülern, mit denen ich bisher darüber gesprochen habe, war von den Neuerungen eigentlich keiner wirklich begeistert.

Gegen Ende der Mittelschul- oder Gymnasiumzeit stellt man mit der Wahl des weiteren Bildungswegs bereits die Weichen für die berufliche Zukunft. So mancher 14-jähriger mag mit dieser Ent-

scheidung überfordert sein – dafür bieten aber Aufbaulehrgänge und Studium die Möglichkeit auch später noch einen ganz anderen Weg einzuschlagen.

Entscheidet man sich für eine höhere Schule, führt der Weg im besten Fall nach vier oder fünf Jahren zur Matura. In der Oberstufe wird mehr Selbstständigkeit verlangt, und auch an sich wird man mehr gefordert als in der Unterstufe. Fundamental anders unterrichtet wird jedoch nicht.

Eine Erkenntnis zu unserem Schulsystem, die sich während meiner Laufbahn immer wieder bestätigt hat, war, wie viel von der Lehrperson abhängt. Jeder, der einmal eine Schule besucht hat, weiß wie viel Freude das Lernen machen kann, wenn man mit Leidenschaft unterrichtet wird.

Aus meiner Erfahrung kommt aber auf jeden kompetenten, inspirierten Lehrer mindestens einer, der seinen Beruf scheinbar nur wegen der vielen Ferien gewählt hat. Ein sinnvolles Ziel der Politik ist daher meiner Meinung nach, wieder mehr fähige und interessierte junge Leute für den Lehrerberuf zu begeistern.

Wie genau dies passieren könnte oder welche anderen Schritte konkret unternommen werden sollten, kann ich an dieser Stelle aber nicht sagen. Eine einfache Vorgehensweise gibt es hier sicher nicht und vom Experten bin ich weit entfernt. Da dies aber auch auf die meisten Abgeordneten zutrifft, sollten aus meiner Sicht mehr erfahrene Pädagogen und Psychologen in den Entscheidungsfindungsprozess eingebunden werden. Raum für Verbesserung wird es immer geben.



## Programm des 110. Clunia-Stiftungsfestes

**Samstag, 3. November 2018**

15:00 Philisterconvent (intern), Bude

19:00 Begrüßung durch Phx und Senior, Uraufführung „Clunia-110-er Marsch“ komponiert u. präsentiert von Martin Bürgermeister v/o Odin, Kapellmeister in Schnifis

19:45 Festschriftpräsentation Humanismus – Vision – Historie, Einleitende Worte: LAbg. Bgm. Mag. Harald Witwer v/o Al, anschließend: Small-Talk mit musikalischer Unterhaltung und einem kleinen Buffet

**Freitag, 7.12.2018**

20:00 Begrüßungs- u. Niklausabend auf der Bude

**Samstag, 8.12.2018**

10:00 Festgottesdienst mit 50 Jahre Diözese im Dom, TV-Übertragung

Teilnehmer: CLF-Chargierte mit Fahne und ausgewählter Couleurbedeckung.

12:30 gemeinsames Mittagessen für Chargierte, Gäste usw., Schattenburg, Rösslepark

16:00 Empfang durch den Bürgermeister im Rathaus im großen Sitzungssaal anschließend

17:00 Gemeinschaftsfoto vor dem Rathaus

18:30 Sektempfang für alle ehem. Phx, x und FM sowie alle EB und Doctores cerevisiae im Pfortnerhaus (eigene Einladung)

19:15 Gemeinschaftsfoto auf der Stiege zum Pfortnerhaus

19:30 Festkommers Pfortnerhaus 110 Jahre Clunia 110 Jahre VMCV

**Sonntag, 9.12.2018**

11:00 Ausklang mit Mittagessen

# CLUNIA

Sine amicitia vita est nulla



**GUT.**

**ODER BESSER.**

## Ab sofort gibt's **SPAREN 2.0**

Das Bessere war schon immer der Feind des Guten. Deshalb präsentieren wir Ihnen jetzt Sparen 2.0. Eine moderne Alternative zum Sparbuch, individuell auf Ihre persönlichen Ziele abgestimmt.

Ihr Volksbank-Berater erklärt Ihnen gerne, wie's geht.

Diese im November 2018 erschienene Festschrift ist eine Sondernummer der Zeitschrift „*der Clunier*“. Unzustellbare Exemplare zurück an **KMV Clunia, Vorstadt 26, 6800 Feldkirch**

*der Clunier*



**Kontakt:**  
KOHV Leopoldina  
+43 512 / 58 90 27  
xxx@leopoldina.at

## Studieren in Innsbruck

Unser Haus in der Bürgerstraße 10 liegt im Zentrum von Innsbruck.  
Die Hauptuni (Jus, GeWi) sind zu Fuß in 5 Minuten zu erreichen,  
die SOWI in ca. 7 Minuten